

IHS Sociological Series
Working Paper 97
November 2011

Autobiographisches Erzählen - Risiko oder Chance?: Mögliche Wirkungen narrativer Explorationen auf die Erzählperson

Ingrid Osterhaus





INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN
INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES
Vienna

Impressum

Author(s):

Ingrid Osterhaus

Title:

Autobiographisches Erzählen - Risiko oder Chance?: Mögliche Wirkungen
narrativer Explorationen auf die Erzählperson

ISSN: Unspecified

**2011 Institut für Höhere Studien - Institute for Advanced Studies
(IHS)**

Josefstädter Straße 39, A-1080 Wien

[E-Mail: office@ihs.ac.at](mailto:office@ihs.ac.at)

Web: www.ihs.ac.at

All IHS Working Papers are available online:

http://irihs.ihs.ac.at/view/ihs_series/

This paper is available for download without charge at:

<https://irihs.ihs.ac.at/id/eprint/2102/>

Autobiographisches Erzählen – Risiko oder Chance?

Mögliche Wirkungen narrativer
Explorationen auf die Erzählperson

Ingrid Osterhaus



INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN
INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES

Vienna

Autobiographisches Erzählen – Risiko oder Chance?

Mögliche Wirkungen narrativer
Explorationen auf die Erzählperson

Ingrid Osterhaus

November 2011

Contact:

Mag. Ingrid Osterhaus
☎: +43/1/599 91-128
email: osterhau@ihs.ac.at

Die vorliegende Arbeit ist eine adaptierte Version meiner Abschlussarbeit am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Wien.

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, ob und gegebenenfalls welche Wirkungen autobiographisches Erzählen als spontanes Erzählen von Selbsterlebtem auf BiographInnen haben kann. Den Untersuchungsrahmen liefert das autobiographisch-narrative Interview nach Schütze (1983), welches zur Erzählung der eigenen Lebensgeschichte anregt und verstärkt in der Biographieforschung Anwendung findet. Dabei werden nicht nur mögliche Chancen autobiographischen Erzählens aufgezeigt, sondern wird auch möglichen Risiken der Erzählung nachgegangen. Aufgrund der noch überschaubaren Anzahl an sozialwissenschaftlichen Publikationen zu diesem Thema wird die theoretische Aufarbeitung des Forschungsstands mittels empirischer Untersuchung ergänzt. Der Mehrwert sowohl für die Erzähl- wie auch für die Interviewperson, Hinweise für einen angemessenen Umgang in der Interviewsituation sowie weitere forschungspraktische Tipps werden in der Auswertung herausgearbeitet.

Schlagwörter

Narratives Interview, Erzählforschung, autobiographisches Erzählen, Biographieforschung, Erzähldynamik

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Theoretische Verortung	4
2.1	Autobiographisches Erzählen im Alltag	5
2.2	Autobiographisches Erzählen im Forschungskontext	6
2.3	Die Stegreiferzählung	7
2.4	Das narrative Interview	8
2.4.1	Entwicklung und Rezeption	9
2.4.2	Anwendungsgebiet Biographieforschung	10
2.4.3	Struktur und Ablauf des narrativen Interviews	12
3	Erzähltheorie	17
3.1	Nähe von Erlebtem und Erzähltem	17
3.1.1	Kognitive Figuren des Stegreiferzählens	18
3.1.2	Zugzwänge des Erzählens	21
3.2	Erinnerung und Erzählung	23
3.2.1	Das Ausgelassene	25
3.2.2	Die Einfügungen	28
4	Wirkmöglichkeiten autobiographischen Erzählens	30
4.1	Potenzielle Chancen	30
4.1.1	Reorganisation und Integration	31
4.1.2	Schwierige bis traumatische Erfahrungen	33
4.1.3	Regeln biographisch-narrativer Gesprächsführung	36
4.2	Potenzielle Risiken	38
4.2.1	Traumatische Erfahrungen	40
4.2.1.1	Abwehrmechanismen und Reparaturstrategien	41
4.2.1.2	Auslösen von traumatischen Erinnerungen	42
4.2.2	Akute Lebenskrisen	45
5	Empirische Untersuchung	48
5.1	Methodische Vorgehensweise	48
5.2	Darstellung zentraler Ergebnisse	49
5.2.1	Wirkungen autobiographischen Erzählens	49
5.2.1.1	Freies Erzählen	50
5.2.1.2	„Die Zugzwänge des Erzählens funktionieren“	51
5.2.1.3	Healing Effects	53
5.2.1.4	Die kompetente Erzählperson	54
5.2.1.5	Nur keine Panik	55
5.2.2	Die Interaktion als konstitutives Element	58
5.2.2.1	Nähe und Distanz	59

5.2.2.2	Grenzen des anderen respektieren.....	60
5.2.2.3	Eigene Grenzen reflektieren.....	61
5.2.2.4	Grenzen der Methode	62
5.2.3	Verwendung des Interviewmaterials.....	63
6	Zusammenfassung der Ergebnisse	65
6.1	Schlussfolgerungen	66
6.2	Identifizierung des Handlungsbedarfs.....	67
7	Literaturverzeichnis	70
8	Anhang	79
8.1	Methodologische Einordnung der Untersuchung.....	79
8.2	Auswahl der InterviewpartnerInnen	81
8.3	Auswertungsmethodik.....	84
8.3.1	Transkription.....	84
8.3.2	Paraphrase.....	84
8.3.3	Überschriften	85
8.3.4	Thematischer Vergleich.....	85
8.3.5	Soziologische Konzeptualisierung.....	85
8.3.6	Theoretische Generalisierung	86
8.4	Abkürzungsverzeichnis	86

1 Einleitung

Die Erzählung ist elementarer Bestandteil der menschlichen Kommunikation und Teil des täglichen Lebens. Autobiographische Erzählungen nehmen dabei einen besonderen Stellenwert ein; sie beinhalten lebensgeschichtliche Fragmente, in deren Mittelpunkt die Erzählperson selbst als handelnde und erleidende Person steht (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 20). Das Motiv zur biographischen Selbstthematization, so Rosenthal (1995a) in Anlehnung an Fischer und Kohli (1987), ist wie alle Motive ein sozial konstruiertes: die zunehmende Diskontinuität der Lebensläufe, die durchlebten Wechsel und Brüche ebenso wie die zunehmende Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten verlangen einen verstärkten Blick nach innen und auf die erlebte Lebensgeschichte (vgl. S. 108).

Doch nicht nur im Alltag findet autobiographisches Erzählen seine Anwendung, auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung bedient man sich der Alltagskompetenz Erzählen. Das narrative Interview nach Schütze (1977), entwickelt in den 1970er Jahren, regt zu teilweise ausführlichen autobiographischen Erzählungen an und fand als *autobiographisch-narratives Interview* besonders in der Biographieforschung weite Verbreitung.

Mit zunehmender Etablierung dieser Interviewmethode in den Sozialwissenschaften kommt auch die Diskussion um mögliche Wirkungen narrativer Explorationen auf die Erzählperson auf. Eine erste theoretische Annäherung liefert mit Bezugnahme auf Schütze (1977, 1983, 1984) die Soziologin Rosenthal (1995a), die der autobiographischen Lebenserzählung mitunter „die Chance einer heilenden Wirkung“ (S. 171) einräumt. Auch Lucius-Hoene und Deppermann (2002) beschreiben das Erzählen von Selbsterlebtem als hoch befriedigende Tätigkeit, welche nicht zuletzt „zu einem Akt der Selbstvergewisserung und klärenden Auseinandersetzung, sozialen Rückversicherung und Bestätigung“ (S. 80) werden kann. Doch auch gegenteilige Erfahrungen, wie jene von Küsters (2009) werden bekannt; diese sind als besonders wertvoll anzusehen, kann doch davon ausgegangen werden, dass diese und ähnliche Zweifel nur sehr selten schriftlichen Niederschlag finden:

Dennoch war gerade dieser Moment auch einer, in dem ich mich fragte, ob ein Forschungsprojekt wichtig genug ist, um Menschen dazu zu bringen, einem Fremden Dinge von sich zu erzählen, unter denen sie offensichtlich stark leiden – ohne dass vom Interviewer Hilfe oder Trost gegeben werden kann. Im Interview, in der Erzählung über die Depression tendierte ich zur Antwort: Nein, das ist es nicht wert. Später bei der Auswertung dachte ich wieder anders darüber, auch aufgrund der Einsicht, dass der Forscher durch seine Aufmerksamkeit und sein Zuhören und Verstehen nicht nur nimmt, sondern auch gibt. Doch noch einmal, fast ein Jahr nach dem Interview kamen mir Bedenken: Da erfuhr ich nämlich 'über drei Ecken', dass Frau Peters mit dem Cellospiel aufgehört habe – der Vollzug einer Entwicklung, die ich in der Interpretation des Interviews bereits ansatzweise identifiziert hatte. Das Interview selbst könnte diesen Schritt zumindest noch beschleunigt haben.¹ (S. 72)

¹ Zur vollständigen Interpretation des Interviews siehe Küsters (2009, Kap. 4.5.1).

Die Dokumentation dieses Forschungs- und Reflexionsprozesses zeigt sehr anschaulich die auch dieser Arbeit zugrunde liegende Annahme, nämlich dass autobiographisches Erzählen sowohl während wie auch nach dem Interview auf die Erzählperson wirken kann. Küsters (2009) schlussfolgert, „dass man sich als Interviewer bzw. Sozialforscher zuweilen auf einem ethisch schmalen Grat bewegt, denn man greift durch Interviews, die beispielsweise Selbstreflexionen auslösen können, in den Lebensvollzug der Befragten ein – mit positiven und negativen Auswirkungen.“ (S. 72)

Wie ist es also bestellt um die Wirkungen autobiographischen Erzählens auf die Erzählperson und lässt sich das von Rosenthal (2002a) und Loch (2008, 2009) vertretene Vorsichtsgebot auf alle Bereiche sozialwissenschaftlicher Interviewpraxis umlegen? Wer trägt weiters die Verantwortung für mögliche Wirkungen auf die interviewte Person und wie kann in der konkreten Situation damit umgegangen werden? Themen wie diese werden in der Literatur bislang nur vereinzelt behandelt, gerade die weite Verbreitung des narrativen Interviews in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis erfordert jedoch eine intensive Diskussion dieser Thematik.

Untersucht wird die autobiographische Erzählung in der vorliegenden Arbeit im Setting des autobiographisch-narrativen Interviews, da dieses mit gleichbleibenden Rahmenbedingungen einen optimalen Untersuchungsrahmen bietet. Nach Darstellung der theoretischen Verortung des Forschungsinteresses (Kapitel 2), der erzähltheoretischen Grundlagen (Kapitel 3) sowie des aktuellen Forschungsstands (Kapitel 4) werden mittels empirischer Untersuchung die Forschungsergebnisse diskutiert (Kapitel 5). Dazu wurden Interviews mit ExpertInnen verschiedener Disziplinen geführt, in denen das autobiographisch-narrative Interview weit verbreitet ist (Erziehungswissenschaft, Soziologie, Geschichtswissenschaft). Auch forschungspraktische Aspekte für die Durchführung autobiographisch-narrativer Interviews sollen verstärkt Eingang finden.

Deutlich abgegrenzt ist die vorliegende Untersuchung von der Verwendung des autobiographischen Erzählens im diagnostischen und therapeutischen Bereich. Grundlegend verschieden allein durch die Organisationsform des Erzählens (mehrstündige Lebenserzählung versus kürzere, klar begrenzte Therapieeinheiten), kommen in einem autobiographisch-narrativen Interview keine speziellen Methoden zur Bewusstmachung von bislang Verdrängtem, wie beispielsweise die freie Assoziation oder die Traumdeutung, zum Einsatz (vgl. Rosenthal 1995a, S. 168f.). Obwohl auch die Interviewperson durch ihre narrative Gesprächsführung die Verbalisierung bislang zurückgehaltener Bereiche des Lebens unterstützt (siehe Kapitel 2.4.3), werden keine Themen angesprochen, die nicht von der Erzählperson selbst in die Erzählung eingeführt worden sind.

Diese klare Abgrenzung der Interviewsituation von einer therapeutischen Interaktion zeigt, welche gewichtige Rolle in der konkreten Erzählsituation auch der Interviewperson zukommt. Inwiefern eine gegebenenfalls positive Wirkung von ihrer Seite unterstützt werden kann und

ob sich, trotz jeweils individueller Bedeutungsdimension, auch gemeinsame Faktoren für mögliche Wirkungen autobiographischen Erzählens beobachten lassen, wird aufbauend auf der Theorie Gegenstand der ExpertInneninterviews sein.

2 Theoretische Verortung

Autobiographische Erzählungen sind, wie schon angedeutet, „interaktionale Darstellungen vergangener Wirklichkeit, die der Erzähler im Gegensatz zu seinem Zuhörer selbst erfahren hat“ (Rehbein 1980, S. 66). Sie bilden, auch bekannt unter dem Begriff der *self-narrations* oder *life stories*, ein eigenes Forschungsfeld, dem allen voran in der Sprachwissenschaft (z.B. Linde 1993; Michel 1985; unter konversationsanalytischer Perspektive: Ehlich 1980; Gülich & Quasthoff 1985, 1986; Ochs & Kapps 2001) und in der literaturwissenschaftlichen Erzählforschung (zum Überblick: Jahn 1998) nachgegangen wird (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 20). Auch sprachsoziologische Arbeiten mit Bezugnahme auf Erkenntnisse der linguistischen Erzählforschung, im Besonderen Untersuchungen von Labov und Waletzky (1973), nehmen das autobiographische Erzählen in den Blickpunkt (z.B. Rosenthal 1995a; Schütze 1976, 1977, 1983).

Die Auslegung der autobiographischen Erzählung als Beschreibung eigener erlebter Erfahrungen, sprich der eigenen Biographie (zur Komplexität des Begriffs siehe Kap. 3.2.3.), lässt sich auch etymologisch herleiten². Während eine Autobiographie eine schriftliche Niederlegung der eigenen Lebensführung beschreibt, verweist die autobiographische Erzählung auf den mündlichen Ausdruck biographischer Elemente. Dabei ist sie von einer bloßen Aufzählung biographischer Daten, wie dies z.B. in einem klassischen Anamnese-Gespräch der Fall ist, zu unterscheiden. Denn in einer solchen Situation geht die Unterhaltung meist nicht über die Aufzählung einzelner Fakten wie Name, Alter oder Herkunft hinaus; eine lebensgeschichtliche Erzählung kommt im Normalfall nicht zustande.

Im Gegensatz zu einer Aufzählung orientiert sich eine Erzählung, sei es eine kurze Anekdote oder eine weitreichende lebensgeschichtliche Darlegung, immer an der zeitlichen Entwicklungsperspektive der Ereignisabfolge (vgl. Küsters 2009, S. 24f.): So gibt es zunächst eine Anfangssituation, darauf folgt die Darstellung von Veränderung bis hin zum (vorläufigen) Ende der Entwicklung. Die sprachliche Darstellung eines Wandels in der Zeit ist, so Lucius-Hoene und Deppermann (2002), als das „allgemeinste Merkmal des Erzählens“ (S. 21) anzusehen und somit auch im autobiographischen Erzählen immanent. Durch das Unterlegen der Erzählung mit einer Bedeutungsstruktur, einer sinnstiftenden Ordnung, wird im Weiteren der Plot der Erzählung sichtbar, der wiederum für deren Kohärenz zuständig ist. Das zusätzliche Einführen der beteiligten Personen und des spezifischen Settings grenzen die Erzählung noch einmal deutlich von anderen Diskursarten, wie etwa einer Diskussion oder einer Abhandlung, ab. Über die Handlungsabfolge hinaus besitzt eine Erzählung auch eine evaluative Gesamtsicht, die deshalb entstehen kann, weil die Erzählperson sich aus der aktuellen Erzählsituation den vergangenen Ereignissen gewissermaßen aus einer anderen Perspektive nähern und damit eine neue Sichtweise

² autós (deutsch: selbst), biós (deutsch: Leben) und gráphein (deutsch: (be)schreiben).

einnehmen kann (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 21ff.)³. Diese Möglichkeit des Perspektivenwechsels ist ein wesentlicher Punkt in der Diskussion um eine integrierende Wirkung autobiographischen Erzählens, auf die in Kapitel 4.1.1 näher eingegangen wird.

Das Erzählen autobiographischer Erlebnisse stellt demnach, so trivial es im alltäglichen Umgang auch scheinen mag, eine „höchst komplexe Erkenntnisform“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 20f.) dar, in der unter dem Blickwinkel der aktuellen Erzählsituation eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit stattfindet.

2.1 Autobiographisches Erzählen im Alltag

Anlässe für das Erzählen einzelner Lebensabschnitte bzw. der gesamten Lebensgeschichte finden sich im Alltag in unterschiedlichen Kontexten (vgl. Rosenthal 1995a, S. 101f.): Eines der ältesten Beispiele institutioneller Selbstthematisierung ist die Beichte in der katholischen Kirche, die ihrerseits schon sehr früh zu einer Reflexion der eigenen Handlungsintentionen aufrief. Auch im Protestantismus gibt es diese Form der Selbstreflexion, dort jedoch in abgeänderter Form und mit differentem Gegenüber. Erzählungen sehr persönlicher Lebensbereiche kann auch das Gespräch mit guten FreundInnen oder das Eingehen einer neuen Liebesbeziehung, in der die Liebenden immer neue Facetten von sich preisgeben, beinhalten. Weniger private Bereiche stellen dagegen ein Bewerbungs- oder ein Gerichtsverfahren dar, in denen die Thematisierung bestimmter Lebensabschnitte bzw. die Erzählung spezifischer Entwicklungsgeschichten abverlangt werden. Im ersten Fall wird es zunehmend Usus, neben der Verfassung eines tabellarischen Lebenslaufs im Vorstellungsgespräch auch gezielt biographische Bereiche, z.B. die Freizeitgestaltung oder bisherige Erfahrungen in diversen Arbeitsverhältnissen, anzusprechen. Ebenso wie vor Gericht, wo Angeklagte aufgefordert werden können, ihren biographischen Werdegang verbunden mit der Entwicklung ihrer Straftätigkeit zu schildern, wird autobiographisches Erzählen eingefordert und eine Entscheidung davon abhängig gemacht.

Vielmehr als „Unterstützung des Biographen“ (Rosenthal 1995a, S. 102) wird die autobiographische Erzählung dagegen in psychotherapeutischer Praxis, wo sich neben der systematischen Einbeziehung erzählerischer Elemente in verschiedenen Therapierichtungen bereits auch eine eigene *narrative therapie-Schule* herausgebildet hat (z.B. Grossmann 2000), in der Erwachsenenbildung (z.B. Mader 1989) und zunehmend in der sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Beratungspraxis (z.B. Schulze 2008; Völzke 1997) gesehen. Dort wird die eigene Lebensgeschichte, dem erziehungswissenschaftlichen Verständnis folgend (vgl. Schulze 1996, 2006), vordergründig als Lerngeschichte, das Erzählen dieser somit ebenfalls als potenzielle Lernerfahrung verstanden. Auch in anamnestischen und verstärkt in klinischen Gesprächen mit PatientInnen, in denen

³ In Anlehnung an Martinez und Scheffel (1999) sprechen Lucius-Hoene und Deppermann (2002) in diesem Zusammenhang von der „doppelten Zeitperspektive“ (S. 24) des Erzählens: das erzählende Ich in der aktuellen Erzählsituation stellt sein erzähltes Ich des erinnerten Ereignisses als Handlungsträger dar.

biographische Bereiche bislang meist in strukturierter und nur sehr eingeschränkter Form thematisiert worden sind, kommen zunehmend autobiographische Erzählelemente in ausgedehnter Form vor (vgl. Rosenthal 1995a, S. 101). Vor allem das zu Beginn der 1980er Jahre erwachende Interesse an der Perspektive der PatientInnen und deren Umgang mit Krankheit oder Beeinträchtigung führte nicht nur im sozialmedizinischen und medizinsoziologischen Bereich, sondern zehn Jahre später auch in den daraus hervorgehenden Pflegewissenschaften und im Bereich Public Health zu einem verstärkten Einsatz autobiographischen Erzählens (vgl. Schaeffer 2002, S. 16ff.). Mit Erzählungen persönlicher Krankheitserfahrungen, so genannter *illness narratives*, beschäftigten sich seitdem zahlreiche AutorInnen verschiedener Forschungstraditionen⁴. Auch in diesem Kontext steht die Unterstützung der Erzählperson im Vordergrund, welche sich exemplarisch im Konzept der narrativen Bewältigung (vgl. Lucius-Hoene 2000a, 2000b, 2002) niederschlägt.

In der Altenpflege und -pädagogik wird der Akt des autobiographischen Erzählens mitunter im Sinne einer Lebensrückschau und einer möglichen daraus resultierenden Vergewisserung der eigenen Lebensgeschichte intendiert (z.B. Butler 1963; Osborn, Schweitzer und Trilling 1997). Im Wunsch der BiographInnen nach Konsistenz und Kontinuität im Erleben der eigenen Lebensgeschichte sieht Rosenthal (1995a) eine der vordergründigsten Funktionen autobiographischen Erzählens:

BiographInnen erzählen über ihr Leben, weil sie sich über ihre zum Teil brüchige Vergangenheit, Gegenwart und antizipierte Zukunft vergewissern möchten. Mit der Erzählung versuchen sie, entweder ihr Leben in einen konsistenten Zusammenhang zu bringen und sich die Geschichte ihrer Veränderungen zu erklären, oder aber . . . Zusammenhänge in der Erzählung zu vermeiden oder geradezu aufzulösen, sofern diese für sie bedrohlich und unangenehm sind. Die Präsentation eines fragmentarischen Lebens kann ebenso wie die eines bruchlosen, glatten, zusammenhängenden Lebens zur Heilung von problematischem Erleben dienen. (S. 133)

Der potenzielle Mehrwert autobiographischen Erzählens für die Erzählperson, nämlich eine neue Sinnzuschreibung der eigenen Lebensgeschichte durch eine neue Darstellung dieser, wird deutlich. Zugleich kommt jedoch auch das potenzielle Risiko zum Vorschein, welches dem autobiographischen Erzählen bei nicht erfolgreicher Präsentation der eigenen Lebensgeschichte innewohnt.

2.2 *Autobiographisches Erzählen im Forschungskontext*

Neben offenen Interviewformen wie dem bereits erwähnten narrativen Interview bieten auch halbstrukturierte und strukturierte Interviews die Chance, einzelne biographische Bereiche oder Erfahrungen einer Person anzusprechen. Der Unterschied liegt jedoch darin, dass die in einem solchen Setting gegebenen Antworten aufgrund der vorgegebenen Strukturierung

⁴ Eine Auswahl an zu diesem Thema publizierenden AutorInnen und deren Verknüpfung mit identitätstheoretischen Positionen findet sich bei Lucius-Hoene (vgl. 2002, S. 177f.).

des Interviews sowie der verstärkten „Orientierung an sozialer Erwünschtheit“ (Küsters 2009, S. 21) meist nicht in Erzählform, sondern in beschreibender oder argumentativer Darstellungsform vorgebracht werden. Die interviewte Person hat aufgrund der gezielten Formulierung der Fragen und dem Interaktionsgeschehen in der Interviewsituation somit nur schwer die Möglichkeit, sich ihrem Erinnerungs- und damit einem Erzählstrom hinzugeben (vgl. Küsters 2009, S. 21).

Offene Interviewformen wie das narrative Interview nach Schütze (1983) hingegen bieten durch das Zurücknehmen der Interviewperson nach einer eingehenden Erzählaufforderung der interviewten Person genug Raum, ihren Erinnerungen und Erzählungen freien Lauf zu lassen (zum Ablauf des Interviews siehe Kapitel 2.4.3). Dabei wird vor allem in der Biographieforschung verstärkt zur Erzählung der gesamten Lebensgeschichte angeregt; ein Setting, das im alltäglichen autobiographischen Erzählen nur äußerst selten Gelegenheit findet.

Für die Bearbeitung der dieser Forschungsarbeit zugrunde liegenden Fragestellung bietet dieses Setting somit die Chance, autobiographisches Erzählen in einem spezifischen und reflektierten Rahmen zu untersuchen. Da in alltäglicher Erzählpraxis, wie in vorhergehendem Kapitel deutlich wurde, die Rahmenbedingungen autobiographischen Erzählens sehr unterschiedlich sind, richtet sich der Fokus in Folge auf die spezielle Forschungssituation des autobiographisch-narrativen Interviews. Die Motivation für wie auch die individuelle Ausgestaltung der Erzählung sind zweifelsohne auch in diesem Kontext verschieden, der Rahmen für die Entfaltung einer Lebenserzählung wird jedoch von einem bestimmten Verhalten der Interviewperson (zum Überblick siehe Küsters 2009, S. 58f.) und den jeweils gleichen Prinzipien der narrativen Gesprächsführung (vgl. Rosenthal 1995a, Kap. 6.1.) aufgespannt. Im Mittelpunkt der Betrachtung bleibt auch hier das autobiographische Erzählen, dessen zugrunde liegende Theorie und Wirkungsmuster sich bis zu einem bestimmten Grad auch auf das alltägliche Erzählen umlegen lassen. Im autobiographisch-narrativen Interview erhält das Erzählen jedoch eine zusätzliche Dynamik, die durch das spezifische Setting bedingt ist und in Kapitel 3 näher erläutert wird. Da sich daraus auch neue Wirkmöglichkeiten des autobiographischen Erzählens für die Erzählperson ergeben, ist sie für die Untersuchung der eingangs erwähnten Fragestellung von besonderem Interesse.

2.3 Die Stegreiferzählung

In einem narrativen Interview kommt die Kompetenz des Erzählens, wie sie im Laufe des Lebens erworben und immer wieder praktiziert wird, bewusst zum Einsatz (vgl. Loch & Rosenthal 2002, S. 222). Der Mensch erzählt, um andere an seinen Erfahrungen teilhaben zu lassen, um zu unterhalten, einen Standpunkt klarzumachen oder Mitgefühl zu erreichen. Die Liste der Motive für eine Erzählung ist lang. Dennoch entscheidet er in jeder Situation aufs Neue, welches Erlebnis er aus seiner bisherigen Lebensgeschichte erzählt und was er damit ausdrücken will.

Darin liegt einer der wesentlichen Unterschiede von autobiographischem Erzählen im Alltag und in der Interviewsituation. Denn das Besondere an der spontanen Erzählung eigen erlebter Erfahrung in direkter Interaktion, die Schütze (1976) als *Stegreiferzählung* bezeichnet (vgl. S. 7f.), besteht darin, dass die Erzählperson vor dem Interview „keine systematische Ausarbeitung der Erzählthematik vorzunehmen vermochte, die Formulierungen kalkulieren oder gar schriftlich abzirkeln und dann für die Präsentation einüben konnte“ (Schütze 1987, S. 237). Die Person kann die darzustellende Geschichte zwar zuvor schon in einem anderen Kontext erzählt haben, sie muss jedoch in dieser Interviewsituation aufs Neue konstruiert und ausgestaltet werden (vgl. Schütze 1987, S. 237). Durch diese spontane Entfaltung einer Lebenserzählung bzw. bestimmter autobiographischer Bereiche kommt im Interview eine Erzähldynamik zum Tragen, die sich gegenüber alltäglichen autobiographischen Erzählungen noch verstärkt. Die Annahme, dass sich die in einer Stegreiferzählung erzählten Ereignisse besonders nahe an den tatsächlich stattgefundenen Erlebnissen orientieren, konnte Schütze durch die Erkenntnisse der Linguisten Labov und Waletzky (1973) bzw. Sacks (1971) belegen. Darauf aufbauend entwickelte er eine sprachsoziologisch fundierte Erzähltheorie, die auf einer intensiven Beschäftigung mit Alltagserzählungen fußt und auf deren Grundlage schließlich die Entwicklung des narrativen Interviews Ende der 1970er Jahre folgte.

Die Skizzierung dieser erzähltheoretischen Grundlagen und der daraus resultierenden Dynamik einer Stegreiferzählung tragen wesentlich zum Verständnis der Diskussion um die möglichen Chancen und Risiken autobiographischen Erzählens bei. Sie gelten gewissermaßen als Grundlage des narrativen Interviews und somit auch des Untersuchungsrahmens der in dieser Arbeit nachgegangenen Fragestellung. Bevor diese Grundlagen in Kapitel 3 im Detail expliziert werden, ist es erforderlich, in Kürze auch die Theorie und den Einsatz des narrativen Interviews zu beleuchten. Dabei wird veranschaulicht, wie autobiographische Erzählungen konkret evoziert werden und in welchem interdisziplinärem Feld diese Interviewform Anwendung findet. Dies unterstreicht die weitreichende Relevanz des zugrunde liegenden Forschungsinteresses, das bislang in Anlehnung an die Verbreitung des autobiographisch-narrativen Interviews vorwiegend in der Biographieforschung diskutiert wurde.

2.4 Das narrative Interview

In Kürze wird nun die Entstehung der narrativen Erhebungsmethode und deren Anwendung in der Biographieforschung, die die besondere Relevanz der Fragestellung auch für die Erziehungswissenschaft offenlegt, skizziert. Anschließend werden die formalen Strukturen des narrativen Interviews sowie die Besonderheiten der autobiographisch-narrativen Interviewform vorgestellt.

2.4.1 Entwicklung und Rezeption

Die Entwicklung des narrativen Interviews geht auf den Soziologen Fritz Schütze und seine Arbeitsgruppe an der Universität Bielefeld zurück. Er setzte diese Methode erstmals Mitte der 1970er Jahre in einer Interaktionsstudie zu den kommunalen Machtstrukturen einer Gemeinde ein und leistete damit einen großen Beitrag für die nachfolgend zunehmend eigenständigere Diskussion qualitativer Forschungsmethoden im deutschsprachigen Raum (vgl. Schütze 1977). Beeinflusst wurde er dabei von amerikanischen Theorieströmungen wie dem aus der Chicagoer Schule hervorgehenden Symbolischen Interaktionismus, der phänomenologisch orientierten Soziologie nach Schütz, der Ethnomethodologie, der Konversationsanalyse sowie der Grounded Theory nach Strauss und Glaser (vgl. Bohnsack 2003, S. 91; Küsters 2009, S. 18). Allen gemein ist die Annahme, dass „die soziale Wirklichkeit nicht außerhalb des Handelns der Gesellschaftsmitglieder 'existiert', sondern jeweils im Rahmen kommunikativer Interaktionen hergestellt wird“ (Küsters 2009, S. 18). Die soziale Wirklichkeit wird demnach als Prozessgeschehen verstanden, das in jeder Interaktion neu verhandelt und konstruiert wird. Für die Analyse dieser Realität, so Küsters (2009), tritt die sprachliche Interaktion in den Blickpunkt, wobei hier verstärkt auf das „Wie“ als auf das „Was“ der Interaktion geachtet wird um dadurch, trotz immer neuer Konstruktion der Wirklichkeit, auch Konstanten und Routinen sprachlicher Kommunikation festzustellen (vgl. S. 18). Inwiefern die sprachliche Interaktion und die darin konstruierte soziale Wirklichkeit, in weiterer Folge die Äußerungen der Erzählperson und ihre tatsächlichen Handlungen zusammenhängen, ist für sie eine der Kernfragen der soziologischen Interviewanalyse (vgl. ebd.).

Theorieströmungen aus den USA wurden in der deutschsprachigen Soziologie vorwiegend bis Ende der 1970er Jahre rezipiert und diskutiert. Mit der Entwicklung des narrativen Interviews nach Schütze (1983) und der Objektiven Hermeneutik nach Oevermann, Allert, Konau und Krambeck (1979) wurde eine eigenständige und breitere Diskussion qualitativer Forschungsmethodik auch im deutschsprachigen Raum angeregt, die nach weiteren methodischen Überlegungen auch intensive Forschungstätigkeit mit sich brachte (vgl. Flick 2005a, Abs. 5ff.).

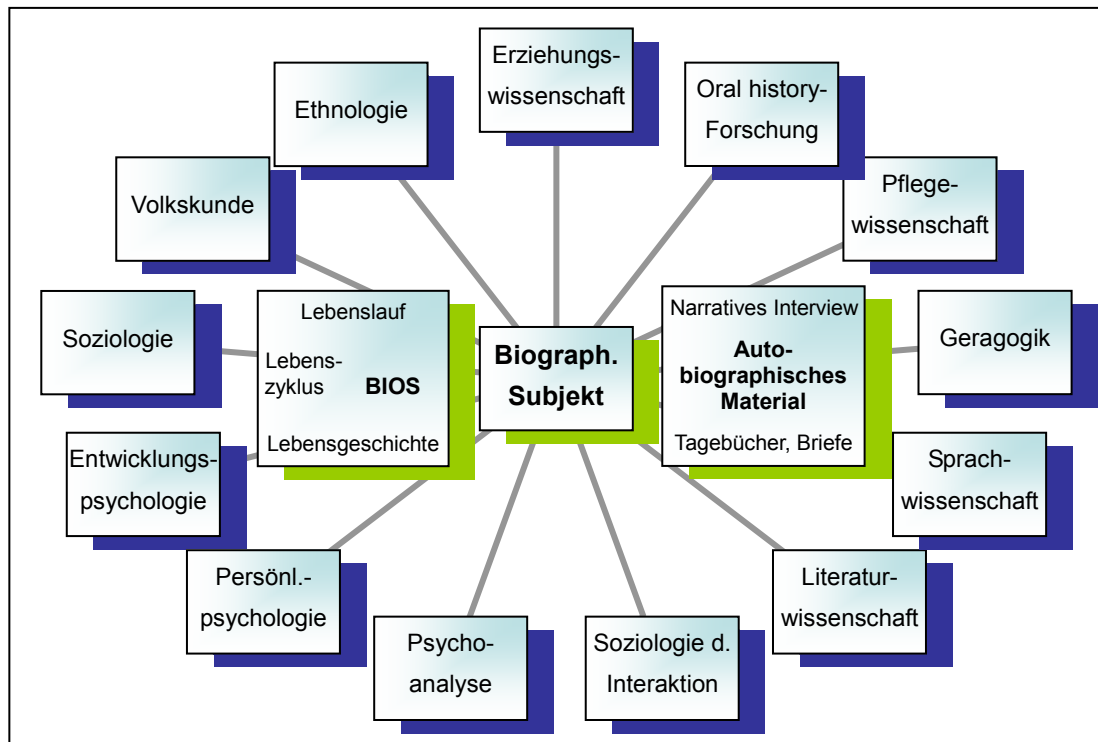
Obwohl originär nicht auf dieses Feld zugeschnitten, fand das narrative Interview vorwiegend in der qualitativen Biographieforschung breite Verwendung und war im deutschsprachigen Raum in Folge sehr eng mit der Rezeption dieser Forschungslinie verbunden. Im englischsprachigen Raum, und hier vor allem in Großbritannien, setzte sich das narrative Interview erst Anfang dieses Jahrhunderts mit dem „Turn to Biographical Methods in Social Science“ (Chamberlayne, Bornat und Wengraf 2000) durch. Auch in den Niederlanden kommt das narrative Interview verstärkt zum Einsatz, die Gangart und Handhabung dieser Methode folgt in beiden Ländern jedoch noch der deutschen Tradition und bietet derzeit keine neuen Erkenntnisse (vgl. Küsters 2009, S. 188).

Durch die enge Verquickung von narrativem Interview und Biographieforschung ist dieses Forschungsfeld bis heute eines der größten, wenn nicht das größte Anwendungsgebiet des autobiographisch-narrativen Interviews. Ein kurzer Abriss über die historische Entwicklung gibt Einblick in die Interdisziplinarität biographischer Forschung und ihren Erkenntnisgewinn für die Erziehungswissenschaft. Eine große Affinität dieser Forschungsbereiche wird unter anderem von Krüger und Marotzki (vgl. 2006, S. 7) bzw. Jakob (vgl. 2003, S. 445ff.) unterstrichen.

2.4.2 Anwendungsgebiet Biographieforschung

Die Anfänge wissenschaftlicher Betrachtung von Biographien sind im 18. Jahrhundert zu verorten. Nach Krüger (2006) waren an der Begründung der Biographieforschung maßgeblich die Literaturwissenschaft, die Historiographie, die Philosophie sowie die Pädagogik beteiligt (vgl. S. 15). Im deutschsprachigen Raum erlebte die Biographieforschung in den 1920er Jahren einen erheblichen Aufschwung in der Erziehungswissenschaft und in der Psychologie, nicht jedoch in der Soziologie; dort war sie vorwiegend in den USA durch die Studien der Chicagoer Schule verbreitet. Ein abruptes Ende fand diese aufblühende Forschungslinie jedoch mit dem Nationalsozialismus. Nach Kriegsende orientierten sich die deutschsprachige Soziologie und Psychologie verstärkt an quantitativen Vorbildern aus den USA, biographische Ansätze spielten zu dieser Zeit kaum mehr eine Rolle. Auch in der Erziehungswissenschaft läutete im Laufe der 1960er und frühen 1970er Jahre die *realistische Wende* (Roth 1967) eine vehemente Zuwendung zu quantitativen Forschungsmethoden ein (vgl. Krüger 2006, S. 15f.). Erst in den 1970er Jahren kam es ausgehend von den USA auch im deutschsprachigen Raum zu einer Renaissance qualitativer Forschung in den Sozialwissenschaften, und etwas verspätet auch in der Psychologie (vgl. Flick 2005a, Abs. 3). Die qualitative Biographieforschung erlebte sowohl im deutschsprachigen wie auch im amerikanischen Raum eine neue Blütezeit. Krüger (2006) vermutet, dass „dieses neu erwachende Interesse am Gegenstand Biographie im Prozess eines weitreichenden Individualisierungsschubes der modernen Gesellschaft“ (S. 16) begründet liegt. Wissenschaftsinterne Impulse sieht er aus den Bereichen der Industrie- und Alltagssoziologie sowie aus dem Umfeld der Lebenslaufforschung, welche ihre Beschäftigung mit den einzelnen Altersphasen ausweiten wollte (vgl. Krüger 2006, S. 16). Auch aus der Psychologie (v.a. der Psychologie der Lebensspanne), der Geschichtswissenschaft (Oral history-Forschung) und ähnlich aus der Völkerkunde war ein Perspektivenwechsel hin zur individuellen Lebenswelt des Menschen zu erkennen. In der Erziehungswissenschaft verstand man Lebensgeschichten zunehmend als Quelle individueller Lerngeschichten, was das Interesse der Pädagogik an der Biographieforschung erneut erstarken ließ. Die darauffolgenden Jahrzehnte waren schließlich geprägt von der Entwicklung spezifischer, disziplinärer Ausprägungen der Biographieforschung, die in folgender Übersicht veranschaulicht sind:

Abb. 1 An Biographie interessierte Forschungsrichtungen



Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an Schulze (1996, S. 17).

Je nach Forschungsinteresse und -tradition haben sich in den einzelnen Disziplinen bestimmte Ansatzpunkte an die Biographie als solches und damit einhergehend auch differente Methodenschwerpunkte entwickelt. Grundlegend dafür ist der differenzierte Gegenstandsbereich der Biographieforschung, der weitläufig zwar mit dem Begriff der *Biographie* umrissen wird, in sich jedoch unterschiedliche Teilbereiche und Schwerpunkte enthält (vgl. Schulze 2006, S. 36f.). Die grafische Positionierung der einzelnen Forschungsstränge in Abb.1 spiegelt wider, welchem Teilbereich von Biographie die einzelnen Wissenschaften nahe stehen bzw. welche Interessenschwerpunkte sie setzen. Dabei kommt es durchaus auch zu Annäherungen zwischen den Disziplinen, was die Biographie zu einem interdisziplinären Forschungsgegenstand werden lässt. Um dieses differenzierte innere Feld, sprich den Gegenstandsbereich von Biographieforschung, fassbar zu machen, wird in Folge eine sehr vereinfachte Darstellung in Anlehnung an Schulze (vgl. 1996, Kap. 2; 2006, Kap. 1) skizziert.

Der Begriff „Biographie“ stammt, wie zu Beginn von Kapitel 2 schon angedeutet, aus dem Griechischen und bedeutet dem Wortsinn nach Lebensbeschreibung (vgl. Alheit 2006, S. 89). Der Darstellung Schulzes folgend stellt einen wesentlichen Teil der Biographieforschung die Befassung mit der Biographie als Text dar. Hierbei unterscheidet er zwischen der Biographie im engeren Sinn, also einem literarischen Text, der eine Lebensgeschichte

erzählt, und der Autobiographie als Sonderform dieser (der bzw. die AutorIn ist zugleich ProtagonistIn der Biographie). Eine Autobiographie kann im Gegensatz zu einer Biographie auch selbst verfasst werden, oft wird sie jedoch einem Gegenüber erzählt, der diese anschließend niederschreibt. Zum Gegenstandsbereich der Biographie als Text zählt Schulze auch Tagebücher, Briefe und weitere erzählunregende Zeugnisse (wie z.B. Fotos); insgesamt fasst er diesen Teilbereich als *Autobiographisches Material* zusammen. Dies ist jedoch nur eine Seite der Medaille. Die Biographie beinhaltet neben ihrer literarischen bzw. mündlichen Darstellung auch den Inhalt dieser Lebensbeschreibung, sprich das Leben (*bíos*). Diese Dimension kann auf theoretischer Ebene unterschieden werden nach ihren Aufmerksamkeitsrichtungen, die für erkenntnistheoretische Belange von Bedeutung sind: So steht entweder die den Bedingungen der Gesellschaft zugewandte Seite (Lebenslauf), die biologische Entwicklung (Lebenszyklus) oder verstärkt die Erinnerungen und Erfahrungen einer Person (Lebensgeschichte) im Mittelpunkt. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von der *äußeren* und *inneren Seite* der Biographie.

Zwischen Biographie als Leben und Biographie als Text positioniert Schulze das *biographische Subjekt*. Damit beschreibt er das Selbst, das sich an seine Erlebnisse erinnert, zugleich aber auch immer wieder neu sein Leben reflektiert und sich darin zu verwirklichen sucht. Das biographische Subjekt ist also „nicht nur Produzent einer Autobiographie, sondern zugleich sowohl Produkt wie auch Produzent seines Lebens und immer ein Teil desselben“ (Schulze 1996, S. 16). In dieser Möglichkeit zur Reflexion und Gestaltung des eigenen Lebens sieht Schulze (1996) die Biographie als Bildungsprozess, die sich hierfür entwickelnde Fähigkeit bezeichnet er als *Biographische Kompetenz* (vgl. S. 16).

Diese Aufspannung des Gegenstandsbereichs von Biographieforschung nach Schulze (1996, 2006) stellt freilich nur eine mögliche Strukturierung des biographischen Arbeitsfeldes dar. Sie zeigt jedoch sehr anschaulich die unterschiedlichen Ansatzpunkte, auf denen das Interesse verschiedener Disziplinen fußt, und auch, welches Potenzial dieser Forschungsrichtung für die Erziehungswissenschaft innewohnt.

2.4.3 Struktur und Ablauf des narrativen Interviews

Das narrative Interview ist ein qualitativ-empirisches Erhebungsinstrument und der interpretativen Sozialforschung zugehörig. Damit ist dessen Anwendung von einer prinzipiellen Offenheit geprägt, die sowohl die Formulierung vorab formulierter Hypothesen obsolet macht, wie auch der Hauptintention qualitativer Forschung entspricht, nämlich „Lebenswelten 'von innen heraus' zu beschreiben“ (Flick, von Kardorff und Steinke 2000, S. 14).

Erstmals eingesetzt wurde das narrative Interview von Schütze in einer Interaktionsfeldstudie zur Analyse von Machtstrukturen in Gemeinden, der kommunalen

Verwaltung und der Politik (siehe Kapitel 2.4.1). Hintergrund dieses Forschungsprojekts an der Universität Bielefeld war die kommunale Gebietsreform in den 1970er Jahren, im Zuge derer viele nordrhein-westfälische, zuvor selbständige Gemeinden zusammengelegt wurden. Um etwas über die Systembedingungen gemeindepolitischen Handelns zu erfahren, befragte Schütze die beteiligten Personen nicht direkt, sondern wählte ein scheinbar harmloses Thema als Gegenstand seines Interviews (Namensfindung für die neu gebildete Gemeinde). So erhielt er neben Informationen zu dieser vordergründigen Thematik indirekt auch Informationen zu seinem Forschungsvorhaben, ohne dabei auf Widerstände seitens der befragten Personen zu stoßen (vgl. Küsters 2009, S. 23). Auffallend war jedoch, dass in jedem Interview – obwohl nicht intendiert – auch bedeutende autobiographische Komponenten zur Sprache kamen. Dies war mitunter ein Grund für den in Folge erstmaligen Einsatz so genannter *autobiographisch-narrativer Interviews*, in denen die InterviewpartnerInnen nunmehr direkt aufgefordert wurden, bestimmte Bereiche ihres Lebens bzw. ihre gesamte Lebensgeschichte zu erzählen (vgl. Riemann 2003, Abs. 28). Somit ist auch von Seiten der Interviewperson keine Einschränkung für die Hervorrufung einer autobiographischen Lebenserzählung gegeben.

Das autobiographisch-narrative Interview war durch seinen biographischen Bezug und dem wieder erstarkenden Interesse am Subjekt (siehe Kapitel 2.4.2) geradezu prädestiniert für einen sich rasch verbreitenden Einsatz in der Biographieforschung; Schütze (1983) widmete diesem Anwendungsgebiet einen eigenen Aufsatz, in dem er die Technik des autobiographisch-narrativen Interviews und dessen Auswertungsverfahren vorstellt. Von der formalen Vorgehensweise des narrativen Interviews unterscheidet sich diese spezifische Interviewform lediglich durch die inhaltliche Ausrichtung der Eingangsfrage. Beiden gemeinsam ist der Grundduktus, dem zufolge die interviewte Person mit einer Einstiegsfrage um die Erzählung eines prozesshaften Vorgangs gebeten wird, in den sie selbst handelnd oder erleidend eingebunden war (vgl. Küsters 2009, S. 30). Hat dieser Vorgang für sie keinen Prozesscharakter bzw. handelt es sich bei der interessierenden Thematik vorwiegend um *routinisierte Handlungsabläufe*, wie die morgendlichen Rituale oder die Fahrt zur Arbeit, so wird die Erzählperson aller Voraussicht nach keine Erzählung sondern eher eine Beschreibung der Tätigkeiten zustande bringen (vgl. Glinka 1998, S. 39ff.; Küsters 2009, S. 30f.). Gegenstand von narrativen Interviews können somit lebensgeschichtliche Vorgänge wie auch andere Handlungsabfolgen sein. Dass auch Erzählungen nicht-biographischer Vorgänge, wie z.B. die Entstehung eines Projektes oder die Zusammenlegung einer Gemeinde, immer auch biographische Komponenten in sich bergen, steht dabei außer Frage (vgl. Schütze 1987, S. 49f.).

Für die Bearbeitung der vorliegenden Fragestellung sind nun jene narrativen Interviews relevant, die einen eindeutigen Bezug zur Biographie der Erzählperson herstellen (autobiographisch-narrative Interviews). Auch die Begriffe *biographisch-narrative Interviews* oder *lebensgeschichtliche Interviews* werden oft synonym dafür verwendet und betonen

noch stärker die Anwendung und Weiterentwicklung der Methode in der Biographieforschung (siehe z.B. Küsters 2009; Rosenthal 1995a).

Der formale Ablauf eines autobiographisch-narrativen Interviews gestaltet sich wie folgt: Nach meist telefonischer Terminvereinbarung und einem kurzen *Vorgespräch* vor Ort (miteinander Vertrautmachen, Einholen des Einverständnisses zur Aufzeichnung des Interviews etc.) wird die interviewte Person aufgefordert, ihre bisherige Lebensgeschichte bzw. einen bestimmten Abschnitt ihres Lebens (z.B. ihre Kindheit, die Zeit ihrer Arbeitssuche) zu erzählen. Angeregt wird dies durch einen *Erzählstimulus* seitens der Interviewperson, die sich nach dessen Verifizierung durch die befragte Person aus dem Gespräch „zurückzieht“. Um den Erzählvorgang nicht zu unterbrechen, notiert sie sich allenfalls auftretende Nachfragen, bestätigt den Erzählvorgang und ihr fortwährendes Interesse durch Kopfnicken, Blickkontakt und andere Gesten auf vorsprachlicher Ebene und schweigt erzählanregend (vgl. Küsters 2009, S. 58). Einen solchen Erzählstimulus zur Darlegung der gesamten Lebensgeschichte haben Loch und Rosenthal (2002) formuliert:

Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. (*Regieanweisung*): Sie können sich dazu soviel Zeit nehmen, wie sie möchten. Ich werde Sie auch erst mal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später dann noch eingehen werde. Sollten wir heute nicht genügend Zeit haben, dann können wir gerne ein zweites Gespräch führen. (S. 226)

Ein Beispiel für einen etwas geschlosseneren Erzählstimulus hat Loch (2004) in ihrer Dissertation über sexualisierte Gewalt und Nationalsozialismus angewandt (zit. nach Loch & Rosenthal 2002):

Ich interessiere mich für die Familien- und Lebensgeschichten von Menschen mit sexualisierten Gewalterfahrungen. Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen, ... (*Regieanweisung*). (S. 227)

Vor allem in sensiblen Forschungskontexten empfiehlt es sich, so Loch und Rosenthal (2002), zum einen das konkrete Forschungsinteresse vorab bekannt zu geben, zum anderen jedoch bewusst auch das Interesse an der gesamten Lebensgeschichte zu unterstreichen (vgl. S. 227). Somit wird bei Personen mit stigmatisierten Elementen in ihrer Biographie, wie auch bei Menschen mit traumatischen Erfahrungen, der Gefahr entgegen gearbeitet, die InterviewpartnerInnen auf ihre Traumatisierung zu reduzieren. Die geschlossenste Form der Einstiegsfrage würde sich schließlich auf das Forschungsinteresse reduzieren und mögliche weitere, für die Fragestellung relevante, Lebensphasen von vornherein ausschließen; dies bringt, so Loch und Rosenthal (2002), erhebliche Schwierigkeiten für die Interviewführung und Auswertung mit sich und ist daher nicht zu empfehlen (vgl. S. 227f.).

Nach der eingangs erfolgten Erzählaufforderung ist der interviewten Person schließlich genügend Raum und Zeit zu geben, ihre Lebenserzählung nach ihren eigenen Relevanzkriterien zu entfalten. Den Beobachtungen zufolge ergibt sich bei konsequenter

Nicht-Unterbrechung seitens der Interviewperson das Phänomen, dass die Geschichten immer detaillierter werden, die Erzählperson sich zunehmend ihrem Erinnerungs- und Erzählstrom hingibt und so immer mehr Details und Ereignisse aus dem Gedächtnis auftauchen (vgl. Rosenthal 1995a, S. 195). Nachdem die Erzählperson diese *Haupterzählung* mit einer *Coda* beendet hat (z.B. „Jetzt habe ich Ihnen alles erzählt“), ergreift erneut die Interviewperson das Wort und kann in einem ersten Nachfrageteil unklare oder nur kurz angesprochene Themen der Erzählung noch einmal aufgreifen (*immanenter Nachfrageteil*). Rosenthal (2002a) unterscheidet hierbei fünf verschiedene Nachfragetypen:

Ansteuern einer Lebensphase: *Können Sie mir über die Zeit (Ihre Kindheit, etc.) noch etwas mehr erzählen?*

Eröffnung eines temporalen Rahmens bei scheinbar statischen Themen: *Sie erwähnten Ihre Mutter, können Sie einmal von Ihren frühesten Erinnerungen erzählen und was sie [sic] mit Ihrer Mutter im Laufe ihres Lebens erlebt haben?*

Ansteuern einer benannten Situation: *Sie erwähnten vorhin die Situation x, können Sie mir diese noch einmal genauer erklären?*

Ansteuern einer Erzählung zu einem Argument: *Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der die Soldaten brutal waren (in der Sie sich verloren fühlten)?*

Ansteuern von Tradiertem bzw. Fremderlebtem: *Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, als Ihnen davon erzählt wurde (wie Ihr Vater gestorben ist)?* (S. 210)

Dabei folgt die Interviewperson der Reihenfolge ihrer Notizen und stellt die Nachfragen weiterhin erzählenregend, um so argumentative oder beschreibende Antworten zu vermeiden⁵. Diese sind im Vergleich zur Darstellungsform der Erzählung eher am Hier und Jetzt orientiert, die Zugzwänge der Erzählung mit ihren Implikationen kommen somit nicht in vergleichbarer Form zum Tragen (siehe Kapitel 3.1.2). Schütze (1983) spricht in diesem Zusammenhang vom *tangentiellen Erzählpotential*, das die Interviewperson in Anlehnung an das bereits Gesagte in diesem ersten Nachfrageteil auszuschöpfen vermag (vgl. S. 285).

Der *zweite, exmanente Nachfrageteil* bietet schließlich die Möglichkeit, speziell auf das eigene Forschungsvorhaben zugeschnittene Fragen zu stellen und die Interviewsituation abzuschließen. Diese Phase des Interviews kann bereits auch dazu verwendet werden, die während des Interviews entstandenen Thesen ansatzweise zu prüfen und die Eigentheorie der Erzählperson noch einmal zu explizieren. Dabei wird diese als Expertin und Theoretikerin ihrer selbst verstanden und an ihren in der Haupterzählung angesprochenen Erklärungen und Abstraktionen angesetzt (vgl. Schütze 1983, S. 285). Bei Bedarf ist vor *Abschluss des Interviews* an dieser Stelle auch ein weiterer Termin zu vereinbaren. Loch und Rosenthal (2002) geben in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass ein Interview niemals mit der Erzählung eines belastenden oder schwierigen Erlebnisses enden sollte (vgl. S. 230f.). Vielmehr ist es Aufgabe der Interviewperson, zum Abschluss eines Interviews einen

⁵ Ein Beispiel für eine eine Argumentation hervorrufende Frage wäre „Warum haben Sie sich damals für diese Ausbildung entschieden?“, eine Beschreibung würde dagegen folgende Aufforderung evozieren „Wie haben Sie die ersten Jahre ihrer Lehrzeit erlebt?“.

für die Erzählperson *sicheren Bereich* anzusteuern und diesem noch ausreichend Raum und Platz zu gewähren (siehe Kapitel 4.1.3). Fragen wie z.B. „*Gibt es noch irgendwas, was Sie mir gerne erzählen möchten?*“ oder „*Wenn Sie auf Ihr bisheriges Leben zurückblicken, was würden Sie sagen war Ihr schwierigstes Erlebnis oder Ihre schwierigste Lebensphase?*“ (Loch & Rosenthal 2002, S. 213) evozieren abschließend oftmals noch Erzählungen von bislang nicht erwähnten, jedoch für die Lebensgeschichte wesentlichen Erlebnissen.

Nach Abschalten des Aufnahmegeräts folgt ein unterschiedlich intensives *Nachgespräch*, das sich möglichst nach den Bedürfnissen der Erzählperson richten soll (vgl. Küsters 2009, S. 64f.): Je nach Stimmungslage und Intensität des Erzählten kann sich das Nachgespräch noch um die Interviewthematik selbst, um die Empfindungen der Erzählperson oder die weitere Verwendung des Datenmaterials drehen. Ebenso kann das Gespräch das Gebiet des Interviews schnell verlassen und formloser Smalltalk den Abschluss bilden. Die Wichtigkeit einer nochmaligen Versicherung um das Befinden der erzählenden Person nach dem Interview, z.B. durch eine telefonische Kontaktaufnahme einige Tage darauf, wird nur vereinzelt erkannt und praktiziert (z.B. Loch & Rosenthal 2002).

Wie aus den bisherigen Ausführungen zum Teil schon deutlich wurde, hat sich die Technik des narrativen Interviews seit seiner Einführung in den 1970er Jahren vor allem hinsichtlich seines Nachfrageteils und seiner Anwendung in der Biographieforschung weiterentwickelt (Rosenthal 1995a; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997a, 1997b; Schütze 1983). Auch eine spezielle Adaptierung des narrativen Interviews für die sozialpädagogische Praxis wird diskutiert und angewandt (z.B. Völzke 1997; Rosenthal, Köttig, Witte und Blezinger 2006). Für den Einsatz des narrativen Interviews im Beratungskontext wurde die den gleichen Prinzipien folgende *biographisch-narrative Gesprächsführung* abgeleitet (vgl. Rosenthal 2002a).

Im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit steht die Frage nach den Wirkmöglichkeiten autobiographischen Erzählens, das, wie eben skizziert, im autobiographisch-narrativen Interview in besonderer Weise intendiert wird. Doch wie begründet sich diese besondere Dynamik in der Haupterzählung und wie kommt es, dass die Erzählperson auch über die angesprochene Thematik hinausgehende Ereignisse in die Erzählung einfließen lässt? Ist dies eine geplante Handlung oder vielmehr Ergebnis spezifischer Erzählmechanismen? Um Antworten auf diese Fragen zu finden und damit die Basis für die Diskussion um potenzielle Wirkmöglichkeiten autobiographischen Erzählens abzurunden, wird das nächste Kapitel Aufschluss über die erzähltheoretischen Grundlagen eines narrativen Interviews geben.

3 Erzähltheorie

Ausgehend von den Charakteristika alltäglichen Erzählens, die sich in den frühen Werken Schützes wiederfinden (vgl. Schütze 1976; Kallmeyer & Schütze 1977), trat mit der Entwicklung und Anwendung des autobiographisch-narrativen Interviews zunehmend die Stegreiferzählung mit ihren besonderen Implikationen in den Mittelpunkt (siehe Kapitel 2.3). Daraus resultierend formulierte Schütze eine eigene, sprachsoziologisch fundierte *Theorie des Erzählens*, die zu einem späteren Zeitpunkt, durch die verstärkte Anwendung des narrativen Interviews in der Biographieforschung, auch durch eine *Biographietheorie* ergänzt wurde (vgl. Bohnsack 2003, S. 91). Dabei handelt es sich in beiden Fällen um metatheoretische Begrifflichkeiten (vgl. Bohnsack 2003, S. 92): So werden im Bereich der Erzähltheorie Kategorien vorgelegt, die den formalen Aufbau und die Struktur einer Erzählung strukturieren; der inhaltliche Bezug der Erzählung ist dabei irrelevant. In der Biographieanalyse werden komplementär dazu Kategorien entwickelt, die einen Zugang zum formalen Aufbau der Alltagserfahrung, zu den so genannten *Prozeßstrukturen des Lebenslaufs* (vgl. Schütze 1981), herstellen. Wessen Biographie dabei untersucht wird, ist wiederum für die Analyse nicht von Bedeutung. Solche metatheoretischen Kategorien sind laut Bohnsack (vgl. 2003, S. 92) Grundlage für eine empirische Analyse von Lebenserzählungen, die sich nicht auf Hypothesen stützt, sondern, wie Schütze (1983) selbst in seinem Auswertungsverfahren darlegt, rekonstruktiv vorgeht.

Gemäß dem Forschungsinteresse dieser Arbeit wird im Folgenden nur auf Erkenntnisse aus Schützes Erzähltheorie eingegangen, und hier wiederum auf jene, welche sich für die Diskussion um die Wirkmöglichkeiten autobiographischen Erzählens als relevant erweisen. Für einen Überblick über weitere Auswertungsmethoden narrativer Interviews sei auf Küsters (vgl. 2009, Kap. 4.4) verwiesen.

Aufbauend auf den Ausführungen Schützes beschäftigt sich auch Rosenthal (1995a, 2002a) mit der theoretischen Grundlegung erzählter Lebensgeschichten; ihr Blickwinkel ist dabei ein phänomenologisch-gestalttheoretischer. Neben den zahlreichen Publikationen von Schütze und Rosenthal fließen gemäß dieser Forschungslinie auch Ausführungen von Küsters (2009) und Loch (2002, 2008) in dieses Kapitel mit ein.

3.1 Nähe von Erlebtem und Erzähltem

Eine von Schützes theorieleitenden Annahmen und wesentliches Moment im narrativen Interview ist die besondere Nähe von Erzähltem und tatsächlich Erlebtem, die er folgendermaßen beschreibt:

Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom soziologisch interessierenden faktischen Handeln und Erleiden abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns und Erleidens auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren. (Schütze 1987, S. 14)

Schütze zeigt, dass man bei in einer Erzählung genannten Ereignissen mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen kann, dass diese bzw. Teile davon sich im damaligen Geschehen auch tatsächlich so zugetragen haben. Er geht noch ein Stück weiter und hält fest, dass auch die Orientierungsstrukturen, welche das damalige Erleben bedingt haben, in einer retrospektiven Erzählung des Ereignisses noch in beachtlichem Ausmaß zum Vorschein kommen. Ebenso gilt dies für eine im autobiographisch-narrativen Interview zustande kommende Lebenserzählung, die von Seiten der Interviewperson durch einen besonderen Erzählstimulus angeregt wird (siehe Kapitel 2.4.3). Durch deren Zurückhaltung während der Haupterzählung und den dadurch eröffneten Raum zur Gestaltung und Entfaltung einer Lebenserzählung wird dieser Effekt noch verstärkt. Auch im alltäglichen autobiographischen Stegreiferzählen findet sich diese Nähe von Erzähltem und Erlebtem, dort jedoch in dementsprechend kürzeren Sequenzen und somit nicht in diesem Ausmaß.

Wie schon in Kapitel 2.3 erwähnt, stützt Schütze seine Annahmen auf Erkenntnisse der Linguisten Labov und Waletzky (1973), die durch formale Analysen von Erzählungen mitunter belegen konnten, „daß die Reihenfolge der narrativen Teilsätze der Erzählung der Reihenfolge der berichteten Ereignisse notwendig entspricht“ (S. 96). Auch Untersuchungen des soziologisch geprägten Linguisten Sacks (1971) fließen mit ein.

Gemäß dieser Erkenntnisse lässt sich auf rein formaler Ebene einer Erzählung somit feststellen, an welchen Stellen die Erzählperson Ereignisse in ihre narrative Darlegung einführt, die sich nicht so zugetragen bzw. gar nicht stattgefunden haben. Nun drängt sich zweifelsohne die Frage auf, wie es zu solch einem Effekt kommt und inwiefern die Erzählung sich hierbei von anderen Arten der mündlichen Darstellung unterscheidet. Zuvor wird jedoch noch eine Präzisierung dieser Nähe von Erzähltem und Erlebtem vorgenommen, die ein Stück weit zugleich auch eine Antwort mit sich bringt.

3.1.1 Kognitive Figuren des Stegreiferzählens

Damit ein autobiographisch-narratives Interview gelingen kann, muss, so Schütze (1984), die Erzählperson bereit sein, sich auf das Nacherleben ihrer Erfahrungen einzulassen und diesen – dem Erinnerungsstrom folgend – narrativ Ausdruck verleihen (vgl. S. 78). Wie Labov und Waletzky (1973), und später auch Kallmeyer und Schütze (1977), zeigen konnten, entspricht in einer solchen Erzählung die Struktur der erzählten Ereignisse notwendig auch der Struktur der erlebten Ereignisse. Anders gesagt, werden in einer gelingenden Stegreiferzählung tatsächlich gemachte Erfahrungen nicht nur auf der Inhaltsebene, sondern auch durch die Art ihrer Darstellung von Seiten der Erzählperson sichtbar (vgl. Schütze 1984, S. 78).

In einer Stegreiferzählung handelt es sich demnach in erster Linie um eine *analoge* Darstellung lebensgeschichtlicher Fragmente, die dadurch zustande kommt, dass die Erzählperson sich von ihren Erinnerungen treiben lässt und diese gewissermaßen noch

einmal durchlebt (vgl. Schütze 1984, S. 78f.). Erst sekundär werden diese analogen Darstellungselemente *digital* durch Resymbolisierungen des eigenen Erfahrungsstroms ergänzt, die erst durch die heutige Zuwendung zu der eigenen Lebensgeschichte möglich werden. Als Beispiel führt Schütze (1984) Aussagen wie „Und da passierte etwas Furchtbares, das folgenreich werden sollte“ (S. 79) an, die auf eine später stattgefundene digitale Verknüpfung des Erlebten hinweisen.

Die strukturierte Geordnetheit insbesondere der analogen Elemente einer Lebenserzählung kommt demnach nicht durch die Orientierung auf ein Gegenüber, sprich der Interviewperson, zustande, sondern ist „auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ (Schütze 1984, S. 79) zurückzuführen. Schütze geht in Anlehnung an Schütz (1974) davon aus, dass sich beim Erleben von Situationen im Menschen sozusagen eine Struktur der Ereignisse ablagert und über die Jahre aufschichtet; diese kann anschließend in einem Erzählvorgang reaktiviert und wieder verflüssigt werden (vgl. Küsters 2009, S. 22). Das bedeutet, dass die Erzählung einer bestimmten Situation sich quasi der gleichen Gestalt bedienen muss, in der sie damals erlebt worden ist. Diese Gestalten erlegen der Erzählung somit einen Orientierungsrahmen auf, anhand derer die im Fluss der Erinnerungen hochkommenden Erlebnisse strukturiert werden. Schütze (1984) nennt diese formalen Gestalten *kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens* (vgl. S. 78).

Kognitive Figuren können folglich verstanden werden als „Ordnungsprinzipien der darstellungsmäßigen Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984, S. 80), in anderen Worten, die kognitiven Figuren ordnen und strukturieren die retrospektive Erzählung selbst erlebter Erfahrungen. Dabei gelten sie nicht ausschließlich für die Darstellungsform der Erzählung, sondern auch für die weiteren *Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung*, der Argumentation und der Beschreibung (vgl. Kallmeyer und Schütze 1977, S. 159). Für die Stegreiferzählung im Sinne einer retrospektiven Erfahrungsrekapitulation stellen sie allerdings unabdingbare Ordnungsprinzipien dar, ohne denen eine Erzählung nicht gelingen kann: „ohne sie [die kognitiven Figuren] könnte der Erzähler keine Erzählsegmente, die Verkettung dieser und Bezüge auf narrative Gesamtgestalten im aktuellen Erzählvorgang hervorbringen“ (Schütze 1984, S.81). Sowohl die Hervorbringung analoger Elemente wie auch die Verknüpfung dieser durch digitale Einschübe wären obsolet.

Für die Strukturierung einer Stegreiferzählung formulieren Kallmeyer und Schütze (vgl. 1977, S. 176ff.; Schütze 1984, S. 84ff.; 1987, S. 14) vier kognitive Figuren: *Erzählträger*, *Ereigniskette*, *Situationen* und *thematische Gesamtgestalt*⁶. Das bedeutet, wenn sich die Erzählperson auf die Interviewsituation und folglich den Erzählvorgang einlässt, so muss sie

⁶ Auch in anderen Erzähltheorien werden diese und ähnliche Figuren als essentielle Merkmale einer Stegreiferzählung beschrieben: Lucius-Hoene und Deppermann (2002) fassen sie zusammen als *Biographieträger, Ort, Zeit und situative Umstände, Erfahrungs- und Ereigniskette, Welt* als Bedingungsgefüge und *autobiographische Gesamtgestalt* (vgl. S. 35).

sich dieser Figuren bedienen, da diese für die Struktur der Stegreiferzählung zuständig sind. Zu Beginn werden also der *Erzählträger* und andere EreignisträgerInnen in die Erzählung eingeführt, der Erzählträger ist dabei weitgehend ident mit dem Handlungsträger des erzählten Prozesses. Die *Ereigniskette* bezieht sich auf das gesamte Prozessgeschehen, unterteilt in ihre einzelnen Abschnitte und bei zunehmender Komplexität auch in Verbindung mit Nebenkettens, möglichen Kettenrissen und anderen Abweichungen. Anhand dieser Ereigniskette werden die Sichtweise der Erzählperson und ihre Deutung des Zusammenhangs der damaligen Erlebnisse sichtbar. *Situationen* markieren besondere Abschnitte im Prozessgeschehen und werden meist detailliert herausgearbeitet und ausgeschmückt. Auch eine zunehmende Spannung und Erregung der Erzählperson weisen darauf hin, dass es sich hier um Höhepunkte oder Wendepunkte im Ereignisablauf handelt, was sich in weiterer Folge auch in deren Bedeutung für den *Erzählträger* widerspiegelt. Formal kündigen sich derartige Höhepunkte in der Erzählgestalt meist durch sprachliche Markierer oder Rahmenschaltelemente wie „und dann“ oder „und darauf“ an (vgl. Küsters 2009, S. 26). In der *thematischen Gesamtgestalt* werden schließlich das zentrale Thema der Erzählung und ihre Bewertung, nicht zuletzt durch die Moral, die die Erzählperson ihrer Geschichte implizit oder explizit zuschreibt und mit Hilfe derer sie die Geschichte einordnet, deutlich (vgl. Küsters 2009, S. 26; Schütze 1984, S. 82f.).

Eine Stegreiferzählung eigen erlebter Erfahrungen orientiert sich demnach an diesen vier kognitiven Figuren; durch den von ihnen auferlegten Strukturierungszwang geben Stegreiferzählungen somit auch Aufschluss über die Erlebnis- und Erfahrungsaufschichtung, wie sie in der Erzählperson immanent ist. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass sich auch die alltäglichen Erlebnisse an diesen kognitiven Figuren orientieren und genau in dieser Struktur abgespeichert werden (vgl. Schütze 1984, S. 83). Denn erst dadurch ist die Reaktivierung und der Rückgriff auf diese Figuren im Erzählprozess möglich; spätere Zuschreibungen oder Evaluierungen des Erlebten sind nicht Teil der jeweiligen kognitiven Figur und somit auch formal als solche zu erkennen. Für die Reproduktion der damaligen Orientierungs- und Erlebensmuster eignet sich von allen Arten der Sachverhaltsdarstellung die Erzählung am besten: Denn während Beschreibungen Ereignisse in statischer Weise wiedergeben, sprich ohne einen zeitlichen Wandel auskommen, und Argumentationen sich als Stellungnahmen der Erzählperson im Hier und Jetzt abbilden, orientieren sich Erzählungen immer an einem zeitlichen Wandel (siehe Kapitel 2.1) und sind thematisch an den Erlebensvorgang gebunden (vgl. Küsters 2009, S. 25f.).

Die für eine Stegreiferzählung geltende Prämisse der Nähe von Erzähltem und Erlebtem kann nun in Folge präzisiert werden als eine „Korrespondenz der Erzählstrukturen mit den Erlebensstrukturen, der Strukturen der Erfahrungsaufschichtung mit denen des Erzählaufbaus“ (Rosenthal 1995a, S. 17). Vor allem in der kritischen Rezension wird diese Korrelation von Erfahrung und Erzählung oft als gleichgesetzt verstanden und unter dem Begriff der *Homologie-Annahme* diskutiert (vgl. Bude 1985, S. 329ff.). Dass diese Korrespondenz jedoch keineswegs eine Übereinstimmung von Erzähltem und Erlebtem

bedeutet, wird sowohl von Schütze (vgl. 1987, S. 27) wie auch von Rosenthal (vgl. 1995a, S. 17) unterstrichen. Schütze (1987) geht auch von der Existenz bestimmter Reflexions- und Verarbeitungsprozesse, die zwischen der damaligen Erfahrungsaufschichtung und der aktuellen Erzählung liegen, aus, ist jedoch davon überzeugt, dass diese Vorgänge auch formal in der Erzählung identifizierbar sind und sich somit die Perspektive des damals Handelnden in der aktuellen Erzählung erschließen lässt (vgl. S. 25ff.).

Rosenthal (2002b) teilt diesen Standpunkt, spricht sich jedoch gegen eine nachvollziehbare Trennung von vergangener Erfahrungsaufschichtung und Modifizierung dieser durch eine erneute, aktuelle Zuwendung zu den Ereignissen aus (vgl. S. 137f.). Diese methodisch differente Herangehensweise schlägt sich in der Entwicklung unterschiedlicher Auswertungsverfahren nieder (Schütze 1983; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997a, 1997b). Auf Basis einer phänomenologisch interpretierten Gestalttheorie ist Rosenthal (1995a) weiters davon überzeugt, dass das erinnerte Erlebnis durch das neuerliche Verbalisieren in eine neue Gestalt integriert werden kann und darin auch die Chance einer heilsamen Wirkung autobiographischen Erzählens begründet liegt (vgl. S. 169ff.).

Bevor auf diese Wirkmöglichkeit autobiographischen Erzählens näher eingegangen wird, wird noch ein weiterer Aspekt der einer Stegreiferzählung zugrunde liegenden Erzähltheorie erläutert. Denn auch wenn es für die Darstellung der erinnerten Erlebnisse einen geeigneten Orientierungsrahmen gibt, wer oder was bringt die Erzählperson dazu, die kognitiven Figuren auch zu Ende zu erzählen? Die Antwort darauf geben die so genannten *Zugzwänge der Sachverhaltsdarstellung*, die neben den kognitiven Figuren zugleich ein weiteres dynamisches Ordnungsprinzip liefern (vgl. Kallmeyer & Schütze 1977, S. 187).

3.1.2 Zugzwänge des Erzählens

Ein wesentliches Erfordernis eines autobiographisch-narrativen Interviews besteht darin, dass die Erzählperson ihre Lebensgeschichte bzw. fokussierte Teile dieser in einer Art und Weise erzählen muss, dass diese für ihr Gegenüber nachvollziehbar sind. Dabei knüpft die Erzählperson an ihren Erfahrungen aus dem alltäglichen Sprachgebrauch an, wo sie es gewohnt ist, eigene Erfahrungen so zu erzählen, dass ihr Gegenüber den Ausführungen interessiert folgen kann. Dafür baut sie Spannung im Gespräch auf, erzählt auf eine Pointe hin oder umschreibt eine Situation so präzise, dass ihr Gegenüber förmlich das Gefühl hat, selbst in dieser Situation anwesend zu sein. Die Erzählperson orientiert sich dabei zunächst an den allgemeinen Merkmalen von Erzählungen (siehe Kapitel 2.1).

Das narrative Interview macht genau von dieser Alltagskompetenz Gebrauch, vergibt das uneingeschränkte Rederecht jedoch zunächst nur an die Erzählperson (vgl. Küsters 2009, S. 22). Die interviewende Person macht sich allenfalls Notizen, gibt der Erzählperson aber keine Strukturierung im Sinne von Unterbrechungen während ihrer Erzählung vor. Dadurch kann sich die Erzählperson ganz auf ihren Erinnerungsfluss konzentrieren und ihm nach

ihren Kriterien sprachlichen Ausdruck verleihen. Dabei muss die Erzählperson – wie in einer alltäglichen Stegreiferzählung – darauf achten, dem unwissenden Gegenüber so viel Information zu geben, dass dieser ihren Ausführungen folgen und einen roten Faden in der Erzählung erkennen kann. Manche Situationen müssen daher sehr detailliert ausgeführt werden, um für die Interviewperson die Kohärenz der Erzählung zu gewährleisten. Kallmeyer und Schütze (1977) nennen dieses zu erbringende Erfordernis *Detaillierungszwang* (vgl. S. 188). Andererseits kann die Erzählperson nicht alle aus ihrer Erinnerung auftauchenden Erlebnisse im Detail wiedergeben und wählt somit nur jene aus, die zu ihrer thematischen Gesamterzählung und der jeweils erzählten Situation passen (*Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang*); wird ein Erlebnis einmal zu erzählen begonnen, muss dieses des Verständnisses wegen auch zu Ende geführt werden (*Gestaltschließungszwang*; vgl. Kallmeyer & Schütze 1977, S. 188).

Das narrative Interview bedient sich somit der alltäglichen Kommunikationsregeln einer Erzählung, deren Wirkung sich durch die erzählauffordernde Haltung der Interviewperson und die Spontaneität der Erzählung noch verstärkt. Kallmeyer und Schütze (1977) bezeichnen diese Regeln als *Zugzwänge* und spezifizieren sie, nach einer allgemeinen Definition für alle Arten der Sachverhaltsdarstellung (Erzählung, Argumentation, Beschreibung), wie folgt für das Erzählschema:

1. Detaillierungszwang. Der Erzähler ist getrieben, sich an die tatsächliche Abfolge der von ihm erlebten Ereignisse zu halten und – orientiert an der Art der von ihm erlebten Verknüpfungen zwischen den Ereignissen – von der Schilderung des Ereignisses A zur Schilderung des Ereignisses B überzugehen.
2. Gestaltschließungszwang. Der Erzähler ist getrieben, die in der Erzählung darstellungsmäßig begonnenen kognitiven Strukturen abzuschließen. Die Abschließung beinhaltet den darstellungsmäßigen Aufbau und Abschluß von eingelagerten kognitiven Strukturen, ohne die die übergeordneten kognitiven Strukturen nicht abgeschlossen werden könnten.
3. Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang. Der Erzähler ist getrieben, nur das zu erzählen, was an Ereignissen an 'Ereignisknoten' innerhalb der zu erzählenden Geschichte relevant ist. Das setzt den Zwang voraus, Einzelereignisse und Situationen unter Gesichtspunkten der Gesamtaussage der zu erzählenden Geschichte fortlaufend zu gewichten und zu bewerten. (S. 188)

In einer Erzählung, insbesondere in einer Stegreiferzählung mit direktem Gegenüber, kommen diese Zugzwänge verstärkt zur Wirkung. In einem autobiographisch-narrativen Interview verstrickt sich die Erzählperson durch ihre direkte Interaktion mit der Interviewperson in ihrem Erzählstrom, was gleichzeitig auch bewirkt, dass sie im Normalfall die Erzählung nicht abrupt beenden oder manipulieren kann. Tut sie dies, so schlägt sich das im Erzähltext unmittelbar nieder und ist den Forschenden in der anschließenden Analyse zugänglich.

Wie bereits erwähnt, bewirken die Zugzwänge der Sachverhaltsdarstellung freilich nicht das Erzählen aller in der Erinnerung auftauchenden Details; dies ist aufgrund der zeitlichen

Begrenztheit und der daher notwendigen Kondensierung auch nicht möglich (vgl. Küsters 2009, S. 28). Alle wesentlichen Elemente der Gesamterzählung lassen sich jedoch in der Auswertung rekonstruieren. Denn hält die Erzählperson bewusst Teile ihrer Erinnerung zurück, die für den Handlungsablauf relevant wären, so schlägt sich das beispielsweise als Zögern, als thematischer Wechsel, als Änderung der Darstellungsform oder als Schweigen im Erzähltext nieder. Auf diese Weise, so Küsters (2009), kann sogar von der Erzählperson bisher Verdrängtes sichtbar werden (vgl. S. 28f.).

Die eben beschriebenen Zugzwänge bedingen also zum einen Auslassungen, zum anderen machen sie an bestimmten Stellen Einfügungen notwendig, die zwar von der Erzählperson nicht intendiert waren, ohne die sie der Interviewperson ihre Erzählung jedoch nicht plausibel machen kann. Bevor diese im Anschluss näher betrachtet werden, wird das Verhältnis von Erinnerung und Erzählung skizziert, welches, ebenso wie die Zugzwänge, das Zustandekommen solcher Auslassungen und Einfügungen bedingt.

3.2 Erinnerung und Erzählung

Wie bereits in Kapitel 3.1.1 angedeutet, basieren im Vergleich zu Schütze (1983) die Weiterentwicklung und Auswertung des autobiographisch-narrativen Interviews nach Rosenthal (1995a; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997a, 1997b) auf zum Teil unterschiedlichen theoretischen Vorannahmen. Für die Bearbeitung der Forschungsfrage ist vor allem ihre Unterscheidung von *erlebter und erzählter Lebensgeschichte* von Interesse (vgl. Rosenthal 1995a). Die theoretische Begründung dieser Differenz kann an dieser Stelle nur sehr vereinfacht dargestellt werden; grundlegend ist jedoch das Verhältnis von Erlebnis und Erinnerung sowie von Erinnerung und Erzählung, welches nun skizziert wird (vgl. Rosenthal 1995a, Kap. 3).

Um den Zusammenhang von Erlebnis und Erzählung zu begreifen, ist es notwendig, sich zuerst deren Bindeglied, der Erinnerung, zuzuwenden. Rosenthal (1995a) versteht den Vorgang des Erinnerns in Anlehnung an Husserl (Husserliana 10) nicht als eine Reaktivierung aufgeschichteter kognitiver Figuren (vgl. Kapitel 3.1.1), sondern als eine Art Selektionsprozess, der durch die Perspektive der Gegenwart und Zukunft erheblich mit beeinflusst wird: „Erinnern basiert auf einem Vorgang der Reproduktion, bei dem das Vergangene entsprechend der Gegenwart der Erinnerungssituation und der antizipierten Zukunft einer ständigen Modifikation unterliegt“ (Rosenthal 1995a, S. 70). Je nachdem, in welcher Situation und mit welchem Motiv die Erinnerung stattfindet, bietet sich der Person ein anderer Bereich des erlebten Ereignisses dar. Das thematische Feld, die Motivation, momentane Gefühle und Leibesempfindungen ebenso wie die gegenwärtige biographische Gesamtsicht, verstanden als „latentes, dem Biographen nicht unbedingt zugängliches Muster, mit dem er auf sein Leben zurückblickt“ (Rosenthal 1995a, S. 106), bestimmen die Zuwendung zu einem spezifischen Erlebnis in der Erinnerung. Doch nicht nur die Art des Zugangs, auch die Erinnerung selbst und wie sie sich organisiert darbietet wird durch diese

Faktoren festgelegt. So treten in einer gegenwärtig traurigen Situation auch zunehmend Erinnerungen ins Gedächtnis, in denen man traurig gewesen ist. Obwohl die damalige Situation vielleicht auch etwas Heiteres beinhaltet hat, organisiert sich die Erinnerung an das Erlebnis gemäß der aktuellen Situation, sprich des thematischen Feldes Traurigkeit, und rückt andere Aspekte der gleichen Situation in den Hintergrund.

Eine derartige Modifizierung des Erlebten gemäß der momentanen Situation beschreibt Rosenthal (2002b) am Beispiel einer Frau, die an Multiple Sklerose erkrankt ist (vgl. S. 136f.): Wird das Hinunterfallen einer Kaffeetasse vor Bekanntwerden der Erkrankung höchstwahrscheinlich als Nebeninformation bzw. nicht einmal als erzählenswert angesehen, so kann es in der heutigen Situation bereits als erstes Anzeichen oder gar Symptom der Erkrankung gedeutet werden. Wenngleich zum Zeitpunkt des Erlebnisses noch kein Anzeichen einer schweren Erkrankung zu erkennen war, so kann sich diese Situation im Nachhinein differently präsentieren und in weiterer Folge zum Repertoire von möglichen sich präsentierenden Erinnerungen dieser Situation gehören.

Aus diesem Grund ist es unbedingt notwendig, so Rosenthal (1995a), der erlebten im Gegensatz zur erzählten Lebensgeschichte in der Auswertung getrennt und aufeinander bezogen Aufmerksamkeit zu schenken, denn sie stehen „in einem sich wechselseitig konstituierenden Verhältnis“ (S. 20).

Führt man diesen Gedanken nun weiter auf das Verhältnis von Erinnerung und Erzählung in der Interviewsituation, so kann man, wie auch bei Schütze, von einer für beide Seiten der Interaktion wahrnehmbaren Differenz von Erinnerung und Erzählung ausgehen (vgl. Rosenthal 1995a, S. 87ff.): Diese ist allein schon dadurch bedingt, dass die Erzählperson ihre Erinnerungen einem Gegenüber, das im Normalfall am damaligen Geschehen nicht teilgenommen hat, verständlich machen muss (siehe *Zugzwänge der Erzählung*, Kapitel 3.1.2). Tauchen im Erzählprozess zum Teil unvollständige oder bruchstückhafte Erinnerungen auf, so müssen diese, sofern sie von der Erzählperson in Sprache übersetzt werden können, durch die interaktionellen Ansprüche der Interviewsituation noch weiter expliziert werden; andernfalls kann die Interviewperson der Handlung der Erzählperson vermutlich nicht hinreichend Folge leisten und Ungereimtheiten würden entstehen. Handelt es sich bei den Erinnerungen um inkonsistente Erfahrungen, die von der Erzählperson nicht ohne weitere Unterstützung in Worte gefasst werden können (siehe Kapitel 3.2.1), werden diese neben Unstimmigkeiten oder Brüchen auf inhaltlicher Ebene auch auf gestaltungstheoretischer Ebene, z.B. durch das Abbrechen oder das Nicht-zu-Ende-Führen einzelner Ereignisgestalten, sichtbar. Rosenthal (1995a) resümiert: „Der Erzählprozess birgt damit noch weit mehr als der Erinnerungsprozess die Chance zur Aufdeckung von Brüchigkeiten und zur Bewußtwerdung bisher >unbesehener< Erinnerungen und Erinnerungsanteile in sich.“ (S. 88). Auch Schütze (1983) beschreibt diese dem Erzählvorgang innewohnende Chance des Wiederentdeckens bisher zurückgedrängter oder ausgeblendeter Teile der Erfahrung (vgl. S. 285f.). Bei konsequent narrativer Haltung der

Interviewperson wird der Erzählperson in einem autobiographisch-narrativen Interview somit ein Raum geboten, bislang inkonsistente oder vage Erinnerungen nicht nur anzusprechen, sondern diese gemäß den Zugzwängen der Erzählung auch durch weitere Teile ihrer Erinnerung zu ergänzen (siehe Kapitel 3.2.2).

Die beschriebenen Zugzwänge der Erzählung bewirken neben den Einfügungen, die in Kapitel 3.2.2 noch näher erläutert werden, aber auch, dass nicht alles, was erinnert, auch tatsächlich in die Erzählung integriert wird. Das Ausgelassene in einer autobiographischen Stegreiferzählung ebenso wie die Einfügungen, um in der Begrifflichkeit Rosenthals (1995a) zu bleiben, sind wesentliche Bestandteile der potenziellen Wirkmöglichkeit autobiographischen Erzählens (vgl. S. 90f.).

3.2.1 Das Ausgelassene

Neben der ständigen Auswahl der aus der Erinnerung auftauchenden Ereignisse gemäß den Zugzwängen des Erzählens, allem voran dem Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang (vgl. Kapitel 3.1.2), verweist Rosenthal (1995a) noch auf drei weitere Charakteristika erinnerter Erlebnisse, aufgrund derer die Ereignisse möglicherweise sprachlich nicht zum Ausdruck gebracht werden können. Dabei handelt es sich um Bestandteile des aus der Erinnerung Auftauchenden, die entweder:

- a) nicht in die Geschichte eingebettet werden können, da sie nicht verstanden bzw. als inkonsistent erlebt werden oder die
- b) mit Peinlichkeit und Scham behaftet sind bzw. den kulturellen Standards nicht entsprechen oder die
- c) verleugnet und verdrängt wurden und
- d) nicht zum intendierten Thema des Erzählenden gehören. (S. 90)

Auch Schütze (1987) beschreibt bestimmte Konstellationen von Erlebnissen, die eine Tendenz aufweisen, aus der Erinnerung ausgeblendet und folglich nur unter vorsichtiger Annäherung erneut sprachlich fassbar zu werden (vgl. S. 209ff.). Dazu zählen sowohl individuelle wie auch kollektiv erfahrene bedrückende Ereignisse, wie der Verlust eines Freundes oder einer Freundin oder die Folgen einer Naturkatastrophe, in denen der Schmerz „derartig einschneidend und hartnäckig sein [kann], daß der Betroffene nicht mehr daran denken mag und eine thematische Ausblendung oder gar partielle Verdrängung entsprechender Erinnerungsbestände in seinem gegenwärtigen Orientierungshorizont vornimmt“ (Schütze 1987, S. 211).

Ebenso trifft dies, wie auch von Rosenthal (1995a) beschrieben, auf beschämende Erlebnisse zu, die entweder eigenverantwortlich (z.B. durch Selbstüberschätzung, Fahrlässigkeit) oder durch Degradierung durch einen anderen (z.B. Vernachlässigung, Enttäuschung) entstanden sind (vgl. S. 90). Auch *nicht-legitimierbare Interessenskonstellationen*, die sich durch das In-Verbindung-Bringen der Erzählperson mit Ansichten, die für sie nicht vertretbar und daher schuldbehaftet sind, auszeichnen, werden in

der Erinnerung tendenziell ausgeblendet. Vor allem das Zurückerinnern an die eigenen Handlungen in kollektiven Krisen, wie beispielsweise unter dem NS-Regime, fällt vielen Menschen schwer und ist moralisch so belastend, dass diese Ereignisse aus der Erinnerung ausgeblendet werden (vgl. Schütze 1987, S. 211ff.). Diese Ausblendung ist jedoch kein bewusster Verheimlichungsakt, sondern im Normalfall „das Ergebnis einer mehr oder weniger bewußten Neigung zum 'Nicht-mehr-daran-denken-Wollen'“ (Schütze 1987, S. 219). Auf vorbewusster Gefühlsebene bleiben diese belastenden Erlebnisse jedoch weiterhin vorhanden und unverarbeitet.

Eine autobiographische Erzählung bietet der Erzählperson nun die Möglichkeit, sich solchen ausgeblendeten Erlebnissen, wie Schütze (1987) und Rosenthal (1995a) sie beschreiben, wieder anzunähern. Durch die besondere Gesprächsdynamik drängen Teile der Erlebnisse an die Oberfläche und sind der Erzählperson in der Erinnerung erneut präsent. Gelingt es ihr, diesen Erinnerungen – wenn auch nur ansatzweise – sprachlich Ausdruck zu verleihen, so birgt dieses Verbalisieren die Chance, die bislang ausgeblendeten Erfahrungen wieder als Teil des bisherigen Lebens zu verstehen und in die Lebensgeschichte zu integrieren (siehe Kapitel 4.1.1). Die mit dem Verbalisieren verbundenen Anstrengungen werden auch im Erzählvorgang sichtbar und schlagen sich als Erzählhemmungen, als bewusst allgemein gehaltene Formulierungen, (scheinbar) widersprüchliche Aussagen oder dem Versuch, die Erzählung abrupt zu beenden, nieder (vgl. Loch 2002, S. 234; Schütze 1987, S. 221).

Können die belastenden Bestandteile der Erinnerung nicht in die Erzählung integriert werden, kommen sie dennoch auf parasprachlicher Ebene des Interviews zum Ausdruck (vgl. Schütze 1987, S. 222; Rosenthal 1995a, S. 90). Ebenso kommt es vor, dass die Erzählperson zu einem späteren Zeitpunkt des Gesprächs unbewusst noch einmal darauf Bezug nimmt bzw. darauf verweist und somit deren Existenz bestätigt. Dabei kann es sich auch um Empfindungen wie starke Gefühle, Geräusche, die Erinnerung an einen speziellen Geruch oder das Auftauchen eines bestimmten Bildes im Kopf handeln, die oft ad hoc nicht in die Erzählung eingeordnet werden können, jedoch auf vorsprachlicher Ebene stattfinden (vgl. Rosenthal 1995a, S. 90f.).

Ähnlich verhält es sich mit leiblichen Empfindungen wie Schmerz, Wut oder Freude, die bei der Erzählperson während des Interviews aufkommen, in der jeweiligen Situation jedoch meist nicht in Worte gefasst werden können. Wie auch bei verbalen Auslassungen werden solche Bemühungen dem bzw. der Forschenden durch das Stocken oder das plötzliche Schweigen der Erzählperson, durch das Wechseln der Darstellungsform in einen Argumentations- oder Beschreibungsmodus bzw. durch das plötzliche Auslassen von Details, sprich auf parasprachlicher Ebene der Erzählung, zugänglich (vgl. Rosenthal 1995a, S. 90f.). Diese Merkmale weisen zudem nicht selten auf das Ansprechen bislang (unverarbeiteter) traumatischer Erlebnisse hin, das oft mit starken Empfindungen in der Erinnerung an das Erlebnis wie auch in der gegenwärtigen Situation verbunden ist (vgl. Loch

2002, S. 234). Solche Erfahrungen stellen sowohl für die Erzählperson wie auch für die Interviewperson eine besondere Herausforderung dar (siehe Kapitel 4.1.3).

Abschließend ist festzuhalten, dass für das Zustandekommen einer Lebenserzählung im Sinne einer gelungenen Stegreiferzählung mitunter auch lebensgeschichtliche Voraussetzungen seitens der Erzählperson gegeben sein müssen (vgl. Rosenthal 1995a, Kap. 4.1): So ist es zum einen essentiell, dass die biographische Gesamtsicht der Erzählperson mit ihrem tatsächlich erlebten Leben, wie es sich im Laufe ihres Erinnerungs- und Erzählprozesses entfaltet, übereinstimmt. Präsentiert sie nämlich einen bewusst differenter Handlungsablauf, so ist sie getrieben, diesen gegen die Zugzwänge der Erzählung aufrecht zu halten und zu erläutern. Schütze (1976) formuliert es folgendermaßen:

Je stärker der Erzähler seine eigene Interessenlage und seine eigenen Handlungsbeiträge zu verschleiern wünscht, desto intensiver wird er den dreifachen Zugzwang des Erzählens bemerken und ihn als Bedrohung empfinden. Die nun einsetzende verschärfte autonome Kontrolle seiner Sprechaktivität zwingt dem Informanten die Tendenz auf, den Grad an Narrativität . . . seiner Darstellung absinken zu lassen. (S. 226)

Präsentiert die Erzählperson also eine zu ihrem tatsächlichen Erleben inkongruente Lebensgeschichte, muss sie zu deren Stützung verstärkt auf den Modus der Argumentation ausweichen; die Anzahl der Erzählsequenzen nimmt ab. Um ihre Präsentationsinteressen zu wahren, kann sich die Erzählperson folglich nicht ihrem Erzählfluss hingeben – eine auf Gestaltqualität beruhende Lebenserzählung ist nicht möglich (vgl. Rosenthal 1995a, S. 120).

Neben dieser notwendigen Kongruenz von erlebter Lebensgeschichte und biographischer Gesamtsicht ist auch der Zusammenhang einzelner Lebensphasen in einer stringenten Ereigniskette unerlässlich. Durchlebte die Erzählperson ein extrem zerrissenes, verwirrendes und durch Extremsituationen nachhaltig traumatisiertes Leben, wird sie große Schwierigkeiten haben, diese Erlebnisse – die zum Teil, wie schon skizziert, nur auf vorsprachlicher Ebene bzw. in der Erinnerung nicht bewusst vorhanden sind – in einen konsistenten Lebenszusammenhang zu bringen (vgl. Rosenthal 1995a, S. 120f.). Als Beispiel berichtet Rosenthal von ihren Gesprächen mit Überlebenden der Shoah, die sie in jahrelanger Forschungstätigkeit geführt hat (z.B. 1995b, 1996; Rosenthal & Völter 1994): So erlebten viele Menschen die Zeit der Verfolgung als derart traumatisch, dass sich ihnen ihre Lebensgeschichte zum jetzigen Zeitpunkt nur bruchstückhaft und zerrissen offenbart, sprich in die Zeit vor der Verfolgung, die Verfolgung selbst und die Zeit nach der Verfolgung gespalten ist. Zu belastende Ereignisse sind mitunter auch in den *Bereich der Sprachlosigkeit*, wie Rosenthal (1995a) ihn bezeichnet, verschwunden (vgl. S. 121). Ein derart zerrissener Lebenszusammenhang kann im Rahmen eines autobiographisch-narrativen Interviews nicht ohne weitere Anstrengung als konsistent dargebracht werden; der Erzählfluss ist erheblich beeinträchtigt und von Auslassungen unterschiedlicher Art geprägt (vgl. Rosenthal 1995a, S. 120ff.).

Dennoch besteht gerade in der autobiographischen Stegreiferzählung auch hier für die Erzählperson die Möglichkeit, sich vorsichtig an diese verwirrenden und zum Teil widersprüchlichen Lebensabschnitte heranzutasten, um sie in einen gemeinsamen Zusammenhang zu bringen. Obwohl in der Erzählperson mitunter tief sitzende Hemmungen vorhanden sind, diese bedrohlichen Elemente ihrer Erlebnisse überhaupt in Erinnerung zu rufen, können Teile dieser – sofern es die Abwehr der Erzählperson zulässt – im Zuge des Erzählvorgangs zum Ausdruck und damit ein Stück näher in Richtung Verarbeitung gelangen (vgl. Schütze 1984, S. 96f.).

Wie bereits skizziert, bleiben die Bemühungen des Verbalisierens auch im Erzählfluss nicht unbemerkt; die mit der Ausblendung verbundenen Erinnerungsbarrieren müssen von der Erzählperson vergegenwärtigt, bearbeitet und überwunden werden (vgl. Schütze 1987, S. 44f.). Eine solche Bearbeitung drückt sich laut Schütze (1987) in „stilistischen Vergegenwärtigungsmitteln wie . . . beschwörenden Wiederholungen sowie in ausgearbeiteten Selbstkorrekturen und nachträglichen Einschüben aus, welche z.B. Plausibilisierungslücken füllen sollen“ (S. 44f.).

3.2.2 Die Einfügungen

Ebenso wie sich die Erzählperson in ihrer autobiographischen Gesamterzählung für das Auslassen bestimmter Bereiche entscheiden kann bzw. muss, kommen mitunter auch Teile ihrer Erfahrung zur Sprache, die bislang noch nicht in der Intensität wahrgenommen bzw. erzählt worden sind. Dazu reicht oft ein einfaches „Mhm“ oder Nicken der Interviewperson an der richtigen Stelle, um die Erzählperson zu weiteren Ausführungen eines Erlebnisses zu bewegen, das sie zuvor womöglich noch nicht derart detailliert betrachtet hat (vgl. Rosenthal 1995a, S. 170). Auch das Verbalisieren bislang zurückgehaltener Erfahrungen kann in Folge, gemäß den Zugzwängen der Erzählung, das Explizieren neuer Ereignisverstrickungen und zusätzlicher Handlungsabfolgen notwendig machen. Dafür können auch Einfügungen im Sinne der eben skizzierten *stilistischen Vergegenwärtigungsmitteln* herangezogen werden, die jedoch meist nicht in narrativer Darstellungsform erfolgen (vgl. Schütze 1987, S. 44).

Vor allem an jenen Stellen, an denen ein zuvor bewusst zurückgehaltenes Erlebnis nun für Undurchsichtigkeit und mangelnde Nachvollziehbarkeit sorgt, kann die Erzählperson sich so genannte *Hintergrundkonstruktionen* zu Hilfe nehmen (vgl. Schütze 1984, S. 97; Glinka 1998, S. 207ff.). In diesem Fall fühlt sich die Erzählperson durch den Detaillierungszwang getrieben, den zuvor zurückgehaltenen Erfahrungszusammenhang nachträglich plausibel zu machen. Dafür fügt sie die zuvor verschwiegenen Nebenkette der Erzählung in ihre dominante Ereigniskette ein, ohne diesen jedoch zu viel Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Stellen sich nach dem Heranziehen einer solchen Hintergrundkonstruktion wiederum neue Fragen, die eine weitere Detaillierung erforderlich machen, lässt dies bei zunehmendem Ausmaß mitunter auf „Stellen einer ungeordneten bzw. traumatischen Erfahrungsaufschichtung“ (Schütze 1984, S. 97) schließen. Das unkontrollierte Verstricken

der Erzählperson in den zurückgehaltenen Erzählketten kann in diesem Fall soweit gehen, dass die Erzählperson dieser Thematik ein abruptes Ende setzt oder im weiteren Verlauf der Erzählung die eigentliche Erzählkette der Nebenkette weichen muss (vgl. Schütze 1984, S. 97f.).

Neben dem Auffüllen einer autobiographischen Erzählung mit untergeordneten Erzählketten beschreibt Rosenthal (1995a) auch das Heranziehen von Erinnerungen aus ähnlichen Situationen oder Bestandteilen aus Erzählungen anderer, um wieder Licht in eine undurchsichtige Stelle zu bringen (vgl. S. 91): Gerade bei Erinnerungen aus der frühen Kindheit lässt sich im Erwachsenenalter zum Teil nur mehr schwer unterscheiden zwischen dem, woran man sich selbst erinnert und dem, worüber man aus Erzählungen anderer Bescheid weiß. Auch diese Hilfsgriffe können der Erzählperson aus einer verfahrenen Situation helfen, sind jedoch auf formaler Ebene der Erzählung zu identifizieren.

Um das Kapitel über die erzähltheoretischen Grundlagen autobiographischen Erzählens abzuschließen, seien kurz noch einmal die wesentlichen Aspekte der dem Stegreiferzählen innewohnenden Erzähldynamik sowie der Mehrwert eines autobiographisch-narrativen Interviews zusammengefasst: Zunächst wird die Erzählperson in diesem Setting zu einer „umfassenden und detaillierten Stegreiferzählung persönlicher Ereignisverwicklungen und entsprechender Erlebnisse im vorgegebenen Themenbereich“ (Schütze 1987, S. 49) motiviert. Durch die in dieser Erzählsituation einwirkenden Zugzwänge (siehe Kapitel 3.1.2) und der formalen Orientierung an den kognitiven Figuren der Erfahrungsaufschichtung (siehe Kapitel 3.1.1) lässt sich die Erzählperson zunehmend auf ihren Erinnerungsfluss ein, dem sie fortan, soweit ihr dies möglich ist, sprachlichen Ausdruck zu verleihen versucht. Dabei kommt bei korrekter Haltung der Interviewperson eine Gesprächsdynamik zum Tragen, die weit über das bloße Aneinanderreihen von Erlebnissen aus der Erinnerung der Erzählperson hinausgeht und die neue Blickwinkel und Wendungen der Ereignisse für die Erzählperson birgt. Schütze (1983) dazu:

Nicht nur der »äußerliche« Ereignisablauf, sondern auch die »inneren Reaktionen«, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern, gelangen zur eingehenden Darstellung. Zudem werden durch den Raffungscharakter des Erzählvorgangs die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet, markiert und mit besonderen Relevanzsetzungen versehen. Schließlich kommen auch Stümpfe der Erfahrung von Ereignissen und Entwicklungen zum Ausdruck, die dem Biographieträger selbst nicht voll bewußt werden, von ihm theoretisch ausgeblendet oder gar verdrängt sind oder doch zumindest hinter einer Schutzwand sekundärer Legitimationen verborgen bleiben sollen. Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich . . . darstellt und expliziert. (S. 285f.)

Ob und in welcher Weise das Herausarbeiten der großen Lebenszusammenhänge, das Explizieren einer biographischen Identität und weitere, dem autobiographischen Erzählen potenziell innewohnenden Vorgänge Wirkung auf die Erzählperson haben, wird Gegenstand des nächsten Kapitels sein.

4 Wirkmöglichkeiten autobiographischen Erzählens

Schon in seinen frühen erzähltheoretischen Arbeiten hielt Schütze (1977) fest, dass die in einer Stegreiferzählung freigesetzte Erinnerungsdynamik auch einen „inneren Vorgang der Selbstvergewisserung“ (S. 40) in Gang setzt. Auch Lucius-Hoene und Deppermann (2002), deren zentrales Interesse der Herstellung von *narrativer Identität* in der Erzählsituation gilt, sprechen von einer klärenden Beschäftigung mit sich selbst, die als soziale Bestätigung und als bereichernd und fruchtbar erlebt wird (vgl. S. 80). Den Standpunkt selbst- und identitätstheoretischer Positionen, auf denen ihre Theorie zum Großteil fußt, fasst Lucius-Hoene (2002) zusammen als „identitätsstiftende Handlung oder diskursive Herstellung des Selbst“ (S. 178), die sich im Erzählen vollzieht. Dabei bezieht sie sich auf Autoren wie Alasuutari (1997), Bruner (1987, 1990), Kraus (1996) oder Meuter (1995) (vgl. Lucius-Hoene 2002, S. 178f.).

Eine positive Wirkung für die Erzählperson ist jedoch nicht garantiert. So kann die narrative Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte „konfliktsteigernd oder versöhnend, verunsichernd oder selbstaufwertend“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 80) sein. Die Reihe der WissenschaftlerInnen, die im Zuge ihrer Forschungstätigkeit ähnliche Beobachtungen sowohl in die eine wie auch in die andere Richtung gemacht haben, ließe sich vermutlich lange fortsetzen. Mit dem theoretischen Unterbau bzw. der Möglichkeit, diese potenziell positive Wirkung des Erzählens bewusst zu fördern, haben sich hingegen nur wenige beschäftigt. Aufbauend auf der in Kapitel 3 skizzierten Erzähltheorie bilden deren Ergebnisse das Kernstück folgender Ausführungen.

4.1 *Potenzielle Chancen*

Ein bekannt gewordenes Plädoyer für eine heilende Wirkung autobiographischen Erzählens und das Ansprechen auch schwieriger Bereiche des Lebens hat Rosenthal (1995a, in eingeschränkter Form: 2002a) geliefert. Loch (2002) bestätigt diese potenziell positive Wirkung und erläutert die integrative Funktion der narrativen Selbstthematization, die sie in ihrer Arbeit mit in der Kindheit traumatisierten Menschen beobachtet hat (vgl. S. 245). Grundlegend dafür sind die in Kapitel 3.1 beschriebene Gesprächsdynamik sowie die daraus resultierenden Auslassungen und Einfügungen (siehe Kapitel 3.2), die die Erzählperson (un-)bewusst vornimmt und die nachhaltig auf sie Einfluss nehmen können. Auch Lucius-Hoene und Deppermann (2002) geben in ihrem Konzept der narrativen Identität, wenn auch theoretisch different fundiert, der Wirkmöglichkeit autobiographischen Erzählens einen zentralen Stellenwert und sprechen dem Erzählen in Anlehnung an Linde (1993) eine „über die Erzählsituation hinaus biografische Bedeutung“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 20) zu. Die Schlüsselwörter für das Verständnis dieser potenziell positiven Wirkung des Erzählens lauten *Reorganisation* und *Integration* (vgl. Loch & Rosenthal 2002; Lucius-Hoene & Deppermann 2002, 2004a; Lucius-Hoene 2002; Rosenthal 1995a, 2002a; Loch 2002, 2008; Schütze 1984).

4.1.1 Reorganisation und Integration

Lässt sich die Erzählperson in einer gelingenden Stegreiferzählung Stück für Stück auf ihren Erinnerungs- und Erzählstrom ein, so orientieren sich ihre Erzählungen zunehmend mehr an der Vergangenheit; die gegenwärtige Interaktion mit dem Gegenüber tritt in den Hintergrund (vgl. Kapitel 3.1). Durch diese Nähe zum damals Erlebten eröffnet sich der Erzählperson im Unterschied zur gegenwärtigen Sichtweise auch die damalige Perspektive, wie sie unter anderem in den Argumentationsteilen der Erzählung zum Vorschein kommt. Dieser Prozess birgt für die Erzählperson somit die *Chance einer zunehmenden Selbsterkenntnis* (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 87). Rosenthal (2002a) berichtet von ihrer Erfahrung mit Menschen, die in ihrer Erzählung z.B. nur unangenehme Erlebnisse mit dem Vater oder der Mutter schildern: Schon während der Erzählung erkennen sie diese Tendenz und fragen sich, ob es nicht auch schöne Erlebnisse mit den Eltern gegeben habe und warum sie eigentlich nicht über diese sprechen (vgl. S. 216). So kann es schon während des Erzählvorgangs zu einer Einsicht der Erzählperson in bestimmte Bereiche ihres Lebens kommen, die verbunden ist mit der Suche nach neuen Erlebnissen, welche sich dieser Tendenz widersetzen. Lucius-Hoene und Deppermann (2002) sprechen in diesem Zusammenhang von *autoepistemischen Suchprozessen*, die sich in der Erzählung identifizieren lassen (vgl. S. 90). Die Erzählperson kann jedoch auch versuchen, diese Erlebnisse in einem anderen Kontext zu betrachten, um für sich den Hergang dieser Tendenz zu legitimieren; dies wird folglich durch den Wechsel in einen anderen Darstellungsmodus sichtbar (vgl. Rosenthal 1995a, S. 168ff.; 2002a, Kap. 3). Durch diese zunehmende Selbsterkenntnis, wie Lucius-Hoene und Deppermann (2002) sie postulieren, kann der Erzählperson ihre biographische Gesamtsicht bewusst werden, eine Reorganisation des bisherigen Verständnisses ist möglich.

Betrachtet man diesen Vorgang aus gestalttheoretischer Sicht, so kann ein Erlebnis im Zuge des zunehmenden Bewusstwerdens mit einer anderen Gestalt, sprich einem neuen thematischen Feld, verknüpft werden (vgl. Rosenthal 1995a, S. 169f.). Diese Erfahrung, dass ein bestimmtes Ereignis auch aus einem anderen Blickwinkel betrachtet werden kann, ist für die Erzählperson bedeutend. So verhält es sich auch mit der biographischen Gesamtsicht, die der Erzählperson während ihres Erinnerungs- und Erzählprozesses bewusst werden kann: Erfährt sie, dass sie ihr bisheriges Leben auch noch anders betrachten kann, dieses gewissermaßen für sie reorganisierbar wird, verleiht ihr das „ein Gefühl von Autonomie und birgt zudem die Möglichkeit einer unbeschwerteren Sicht auf die Vergangenheit“ (Rosenthal 1995a, S. 168).

Lucius-Hoene und Deppermann (2002) beschreiben diesen Vorgang als einen *Akt der Erfahrungsverarbeitung*, welcher sich durch die zunehmende Erkenntnis der Bedeutung bestimmter Ereignisse für das eigene Leben im Erzählen vollziehen kann (vgl. S. 70). Dies gilt vor allem auch dann, wenn gemäß den in einer Stegreiferzählung herrschenden Zugzwängen der Erzählung neue Bestandteile aus der Erinnerung auftauchen, so genannte

Einfügungen stattfinden (siehe Kapitel 3.2.2). Im Bewusstwerden bisher an den Rand der Erinnerung gedrängter Bestandteile des eigenen Lebens, sofern diese auch thematisiert werden, sieht Rosenthal (2002a) das entscheidende Moment in der Diskussion um eine potenziell positive Wirkung autobiographischen Erzählens (vgl. S. 216): Im Vergegenwärtigen dieser gleichsam zurückgewonnenen Erinnerungen, und weiterführend auch der Erinnerungen an damit zusammenhängende Erlebnisse, kann der Erzählperson deren Relevanz für ihre Lebensgeschichte deutlich werden. Im Anschluss daran können diese Erlebnisse, wie schon erläutert, von ihr reorganisiert werden, was nicht selten auch zu einer Veränderung ihrer biographischen Gesamtsicht führt. Diese Form der Reorganisation ist dabei nur durch die während des Erzählens stattfindende Fokussierung auf ein Gegenüber, sprich die Interviewperson, und den interaktionellen Ansprüchen einer solchen Situation möglich.

Auch für die Identitätsarbeit eines Menschen ist diese Form der Erzählung nicht zu unterschätzen: Schütze (1984) sieht eine therapeutische Wirkung des Erzählens gerade im Zurückgewinnen und Reflektieren bislang zurückgehaltener Erinnerungen, da diese nun wieder für eine *konsistente Identitätskonzeption* verfügbar sind (vgl. S. 108). Dabei spricht er vor allem schwierige bis traumatisch erlebte Bereiche des Lebens an, auf die im folgenden Kapitel näher eingegangen wird (siehe Kapitel 4.1.2). Lucius-Hoene und Deppermann (2002) beschreiben die Möglichkeit, dass sich der Erzähler während des Erzählvorgangs „mit den Prozessen der Vergangenheit wie mit seiner gegenwärtigen Person, mit sicheren und problematischen, sedimentierten und vagen, erwünschten und möglichen Aspekten seiner Identität auseinandersetzen [kann]“ (S. 87). In ihrer Konzeption der narrativen Identität, sprich der jeweils aktuellen Herstellung von Identität im Zuge des Erzählvorgangs, sehen sie gerade in diesem Prozess die Möglichkeit von biographischer Sinngebung. Biographische Lücken bzw. Inkonsistenzen, die im Erinnerungsfluss ans Licht drängen, können durch die mögliche Reorganisation der Erlebnisse bearbeitet werden und zu einer Form der narrativen Bewältigung aktuell belastender Umstände führen (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 87). Zum Konzept der narrativen Bewältigung und deren potenzielle Chancen für die Erzählperson sei an dieser Stelle auf Lucius-Hoene (2000b, 2002) sowie Lucius-Hoene und Deppermann (2004a, Kap. 3.4) verwiesen.

Ebenso nur bruchstückhaft kann in diesem Kontext die Funktion autobiographischen Erzählens, die für jede Person in jeder Situation wohl eine andere ist, dargestellt werden. Als wesentliche Funktionen einhergehend mit der Suche nach Sinnstiftung beschreiben Lucius-Hoene und Deppermann (2002) den Wunsch nach Vergewisserung seiner selbst, nach Bejahung und Wertschätzung der bisherigen Lebensgeschichte und nach Absicherung der eigenen Identität (vgl. S. 87f.). Im Hinblick auf ein Gegenüber kann eine autobiographische Erzählung somit getragen sein von der Hoffnung „nach Anerkennung seiner Lebensleistung, nach Mitleid und Empathie für Leidenserfahrungen, nach Rechtfertigung und Anerkennung seiner Standpunkte in Konflikten etc.“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 87f.).

Ebenfalls angelehnt an identitätstheoretische Überlegungen beschreibt auch Rosenthal (1995a) die Funktion autobiographischen Erzählens: „Die erzählte Lebensgeschichte hat für die BiographInnen die Funktion, mit den Wechsellern, den Brüchen, der Zerrissenheit des Lebens oder auch mit unangenehmen Kontinuitäten und Konsistenzen besser leben zu können.“ (S. 133). Die zugrunde liegende Motivation für die Erzählperson, ihr bisheriges Leben vor einem bislang fremden Menschen darzulegen, ist eine äußerst spannende Komponente, die in jeder Erzählsituation nicht unbeachtet bleiben darf. Neben der vielschichtigen Funktionen einer Erzählung wird jedoch erneut auch die Chance autobiographischen Erzählens deutlich, die nicht nur in der Reorganisation sondern auch in der Integration begründet liegt.

4.1.2 Schwierige bis traumatische Erfahrungen

Durch die Erzähldynamik einer Stegreiferzählung gelangen auch schwierige Bereiche des Lebens, die, wie in Kapitel 3.2.1 erläutert, aus unterschiedlichen Gründen bislang zurückgehalten worden sind, an die Oberfläche und werden von der Erzählperson, soweit möglich, in Sprache übersetzt. Schütze (1987) zufolge handelt es sich dabei, noch einmal zusammenfassend, um

schwierige Erlebnisse des Erzählers als damaligen Akteurs in Situationen des Scheiterns, des Verletztwerdens, der Verstrickung in unrühmliche oder kompromittierende Handlungsabläufe und schuldbeladene kollektivhistorische Ereigniskonstellationen, der Verflochtenheit in legitimationsproblematische oder sogar nicht zu rechtfertigende Interessenslagen sowie des Mitleidens an traumatischen Erfahrungen angehöriger, befreundeter und/oder geliebter Mitmenschen. (S. 96f.)

Gerade in der Verbalisierung solcher bislang verborgenen Erinnerungen liegt für Rosenthal (1995a) die „Chance einer heilenden Wirkung“ (S. 171) autobiographischen Erzählens begründet. Denn bislang zurückgehaltene Erlebnisse können durch die Erzählung wieder zu Bestandteilen der eigenen Lebensgeschichte bzw. in diese integriert werden; ein Gefühl von wiedergewonnener Kontinuität ist die Folge (vgl. Rosenthal 1995a, S. 171).

Auch schwierige bis traumatische Erlebnisse wie Gewalterfahrungen in der Kindheit oder sexueller Missbrauch können in einer autobiographischen Stegreiferzählung zum Vorschein kommen. Diese werden in der Regel sowohl gesellschaftlich wie auch familiär tabuisiert und mit einem Schweigegebot belegt, das sich in der Alltags- und Forschungskommunikation wiederholt (vgl. Loch 2002, S. 234). Durch die Offenheit der autobiographischen Erzählung bietet sich der Erzählperson eine Möglichkeit, diese schwierigen Erfahrungen ihres Lebens „jenseits der gesellschaftlich und individuell konstituierten Kommunikationszwänge“ (Loch 2002, S. 234) anzusprechen. Durch die zunehmende Nähe zur Vergangenheit und dem spezifischen Setting nimmt die Orientierung an der sozialen Erwünschtheit ab, die Erzählperson kann sich in verstärktem Maß ihrem Erinnerungsfluss überlassen.

Ganz wesentlich beim Thematisieren solcher schwieriger bis traumatischer Erfahrungen ist die Aufrechterhaltung der Unterscheidung von Erlebens- und Erzählperspektive (vgl. Loch 2002, S. 239); ein Verschwimmen dieser Ebenen birgt die Gefahr des Abgleitens in die damalige Situation und stellt ein erhebliches Risiko für die Erzählperson dar (siehe Kapitel 4.2.1.2).

Rosenthal (vgl. 1995a, S. 171) und Loch (vgl. 2002, S. 235) plädieren in diesem Zusammenhang dafür, sich an der Abwehr der Erzählperson zu orientieren und keinesfalls gegen diese zu arbeiten; diese Maxime grenzt die autobiographische Erzählung deutlich von einer Interaktion mit therapeutischem Charakter ab. Die Abwehrmechanismen der Erzählperson lassen nämlich nur die Erinnerung an jene Bereiche zu, die der Person quasi schon fast bewusst sind und deren Thematisierung keine Bedrohung für die psychische Stabilität der Erzählperson darstellt. Im Gegenteil, oft werden diese Personen von solchen vorbewussten und an die Oberfläche drängenden Erinnerungen in Träumen, körperlichen Empfindungen oder Bildern verfolgt; das volle Bewusstwerden und Ansprechen dieser Erlebnisse würde in diesem Fall eine Erleichterung darstellen (vgl. Rosenthal 1995a, S. 171). Eine Frau aus Israel, die das Konzentrationslager überlebt und unter dem Schweigen und der gesellschaftlichen Tabuisierung gelitten hat, drückt es so aus:

Irgendwann kommt es sowieso raus. Das hab ich an mir selbst erlebt. Soviel ich wollte die Türe abschließen, soviel ich wollte das verdrängen, irgendwann kommt das raus. Bis zum heutigen Tag . . . Da ist es doch besser, ich spreche auch darüber. (Rosenthal 1995a, S. 171)

Loch (2002) geht davon aus, dass mit der Bereitschaft zu einem autobiographisch-narrativen Interview von Seiten der Erzählperson zugleich auch das Einverständnis gegeben wird, schwierige Bereiche ihres Lebens anzusprechen (vgl. S. 235). Oft sichert sich die Erzählperson dann noch einmal vor Beginn der Haupterzählung ab, indem sie thematische Nachfragen stellt oder die Interviewperson konkret auf ihre Einstellung zu beispielsweise sexualisierter Gewalt anspricht. Die Erzählperson möchte sich vergewissern, dass sie auch beim Ansprechen für sie schwieriger Bereiche nicht allein gelassen wird und die Interviewperson nicht diese Erfahrungen zu überspringen versucht oder das Thema wechselt; vor allem bei schambehafteten und/oder mit Tabus belegten Themen ist dies eine weit verbreitete Praxis (vgl. Loch 2002, S. 236; Rosenthal 2002a, S. 219).

Menschen mit traumatischen Erfahrungen neigen in ihrer Kommunikation darüber oft zu einem ambivalentem Verhalten: Auf der einen Seite verspüren sie den Drang, getragen durch den „Wunsch nach Erleichterung durch Mitteilen“ (Loch 2008, Abs. 3), die traumatischen Ereignisse einer dritten Person anzuvertrauen und diese in Worte zu kleiden. Andererseits fürchten sie die Reaktion des Gegenübers und vermutlich ihren eigenen Umgang mit der Rückerinnerung an die belastende Situation. Dies gilt insbesondere auch für Menschen, die sich im Erwachsenenalter an traumatische Erlebnisse in der Kindheit erinnern; hier kann der Erzählwiderstand, vor allem bei sexueller Gewalt, zuweilen auch

durch die nach wie vor bestehende Verbindung zum Täter bzw. der Täterin und dementsprechenden Drohungen geprägt sein (vgl. Loch 2002, S. 235).

Rosenthal (2002a) beobachtet, dass der Erzählperson nach einem ersten Ansprechen traumatischer Bereiche ihr Mitteilungsbedürfnis oft erst bewusst wird und ebenso, wie sehr sie unter dem bisherigen Nicht-Sprechen gelitten hat (vgl. S. 218f.). Sie spricht von einer „kathartische[n] Wirkung des »Abgeben-Könnens« von Belastendem“ (Rosenthal 1995a, S. 174), die sich bei der Erzählperson einstellt und die sie zu weiteren Ausführungen motiviert. Ebenso sei es sehr befreiend zu erfahren, so Rosenthal (1955a), dass diese schrecklichen Erlebnisse wider Erwarten doch zur Sprache gebracht und erzählt werden können (vgl. S. 174). Gehörte die traumatische Lebensphase bislang gewissermaßen zu einer anderen Geschichte, so bietet die autobiographische Lebenserzählung die Chance, eine „Brücke zwischen beiden Welten“ (Rosenthal 2002a, S. 217) herzustellen. Diesen Vorgang beobachtet die Autorin vielfach bei Überlebenden der Shoah, deren Lebensgeschichte oft stark zerrissen ist (vgl. Rosenthal 2002a, S. 217f.): Durch die Erzählung wird das bisher nicht Erzählbare gleichsam umgewandelt und kann nun als Teil der eigenen Lebensgeschichte verstanden werden; die bisher bedrohliche Phase wird erneut in das Leben integriert. Die Thematisierung dieser potenziell traumatischen Erlebnisse kann in Folge auch zu einem allmählichen innerfamiliären Dialog über diese Erlebnisse führen, wie Gespräche mit Kindern von Überlebenden der Shoah zeigten (z.B. Rosenthal 1996, 1997).

Können traumatische Erlebnisse nicht erzählt und mitgeteilt werden, so grenzen diese Erfahrungen die Person von jenen ab, die nicht Ähnliches erlitten haben. Dieses Gefühl des Anders- bzw. des Ausgeschlossenseins stellt für die Person eine erhebliche psychische Belastung dar; Rosenthal (1995a) geht sogar soweit, dass dieses „Nicht-Erzählen-Können von traumatischen Erlebnissen und Lebensphasen zu einer zweiten Traumatisierung nach der Leidenszeit“ (S. 172) führen kann. Die bisherige Traumatisierung werde dadurch noch verstärkt (vgl. Rosenthal 1995a, S. 172; 2002a, S. 218).

Kommen in einem autobiographisch-narrativen Interview folglich schwere bis traumatische Erlebnisse zur Sprache, erhält die Erzählperson bei richtiger Interviewführung meist das Gefühl, in ihrem Leiden verstanden und anerkannt zu werden (vgl. Rosenthal 2002a, S. 217). Trotz des antizipierten Einverständnisses seitens der Erzählperson, auch die schwierigen Bereiche ihres Lebens zu thematisieren, ist die Erzählung von traumatisierten Personen nicht selten von ambivalenten Gesten gekennzeichnet, denen es von Seiten der Interviewperson mit großer Vorsicht zu begegnen gilt. Vor allem im internen Nachfrageteil des Interviews, in dem bereits angesprochene Themen von der Interviewperson noch einmal aufgegriffen werden können (siehe Kapitel 2.4.3), ist ein sensibles und aufmerksames Vorgehen notwendig. Inwiefern zusätzliche Interviewtechniken dabei behilflich sein können und welche Rolle der Interviewperson gerade bei Erzählungen von schwierigen bis traumatischen Erlebnissen zukommt, wird nun im folgenden Kapitel erläutert.

4.1.3 Regeln biographisch-narrativer Gesprächsführung

Wie bereits erwähnt, kann grundsätzlich daran festgehalten werden, dass nicht gegen die natürliche Abwehr und den Erzählwiderstand der Erzählperson gearbeitet werden darf; dies gilt sowohl für die Haupterzählung wie auch für den internen und externen Nachfrageteil des Interviews. Nachdem Rosenthal (2002a) den Einsatzbereich einer heilsamen Wirkung des Erzählens deutlich eingeschränkt hat (siehe Kapitel 4.2), formuliert sie zusätzliche Regeln einer biographisch-narrativen Gesprächsführung, die insbesondere auch für Interviews mit schwierigen bis traumatischen Erfahrungen seitens der Erzählperson Geltung haben (vgl. Rosenthal 2002a, Kap. 2; Loch & Rosenthal 2002, S. 229f.).

Neben einem aufmerksamen Zuhören und einer stetigen Interessensaffirmation an der Haupterzählung des Gegenübers (siehe Kapitel 2.4.3) ist es für die Interviewperson wichtig, sich während der Erzählung bereits einen Einblick in die *sicheren und schwierigen Bereiche* im Leben der Erzählperson zu verschaffen (vgl. Rosenthal 2002a, S. 211f.): Die Interviewperson versucht also gedanklich festzuhalten, in welchen Lebensabschnitten sich die Erzählperson geborgen und sicher gefühlt und welche Situationen sie im Gegenzug als bedrohlich und schmerzhaft erlebt hat. Die Haupterzählung bietet neben einer zunehmenden Selbsterkenntnis auf Seiten der Erzählperson damit auch für die Interviewperson „wesentliche Chancen für das Fremdverstehen“ (Rosenthal 2002a, S. 211). Weiters achtet die Interviewperson auf etwaige von der Erzählperson eingesetzte Reparaturstrategien, mit Hilfe derer sie zu bedrohliche Erlebnisse bearbeitet und die ein weiteres Indiz für schwierige Bereiche im Leben der Erzählperson darstellen (siehe Kapitel 4.2.1.1). Dieser Einblick ist besonders für das weitere Vorgehen im Nachfrageteil des Interviews bedeutsam.

Befindet sich die Erzählperson in einer stabilen Lebenssituation, so kann die Interviewperson während der Haupterzählung auf die *Technik des aktiven Zuhörens* nach Rogers (1951) und Gordon (1977) zurückgreifen (vgl. Loch & Rosenthal 2002, S. 229). Diese bietet eine Unterstützung beim Verbalisieren von schwierigen Erfahrungen und plötzlich auftretenden Gefühlen, die die Interviewperson auf zwei Zeitebenen an die Erzählperson rückspiegeln kann: auf der Ebene des tatsächlichen Erlebens in der Vergangenheit (z.B. „Das hat sie damals sehr aufgewühlt“) oder auf der Ebene des heutigen Erlebens in der Erzählsituation (z.B. „Das berührt Sie heute immer noch sehr“). Diese Technik wird angewandt, wenn die Erzählperson mit einer erzählten Situation noch immer starke Gefühle verbindet, wenn sie diese zu überwältigen drohen und sie Unterstützung damit benötigt. Durch das Verbalisieren dieser Emotionen seitens der Interviewperson signalisiert sie Anteilnahme am Erleben der Erzählperson und ihr Bestreben, die Gefühle der Erzählperson zu verstehen (vgl. Rosenthal 2002a, S. 211).

Auch im Nachfrageteil kann die Interviewperson die Erzählperson beim Ansprechen für sie schwieriger Bereiche unterstützen. Dabei greift Rosenthal (2002a) im internen Teil nur jene Bereiche und Erlebnisse auf, die von der Erzählperson während der Haupterzählung selbst

eingeführt worden sind und versteht diese als „Einladung zu Vertiefungsfragen“ (S. 211), ungeachtet dessen, ob das neuerliche Ansprechen dieser Thematik für die Erzählperson schwierig sein könnte. Kommen dabei erneut schmerzhaft Erfahrungen zur Sprache, werden die Nachfragen seitens der Interviewperson verstärkt im Konjunktiv formuliert, wie z.B. „Vielleicht könnten Sie über . . . noch etwas genauer erzählen?“ (Rosenthal 2002a, S. 211). Ist es für die Erzählperson möglich bzw. entscheidet sie sich nicht dagegen, dieses angesprochene Thema zu detaillieren, so wird sie dabei weiter unterstützt. Sehr hilfreich kann dabei das Vorgehen des *szenischen Erinnerns* sein, bei dem die Interviewperson mit der Erzählperson quasi in die belastende Situation eintritt und ihr beim Ausgestalten bzw. bei deren Zusammensetzen behilflich ist (vgl. S. 211). Das kann von der Gestaltung äußerer Rahmenbedingungen wie Ort, Zeit oder Geräusche bis hin zur Rekonstruktion einzelner Handlungsabfolgen gehen. Lässt sich die Situation aufgrund der Abwehr der Erzählperson nicht rekonstruieren, so ist es dennoch wichtig, diese bestehenden Fragmente als wahr anzuerkennen und der Erzählperson zu verstehen zu geben, dass diese Lücken in der Erinnerung berechtigt sind und zu ihrem eigenen Schutz dienen (vgl. Rosenthal 2002a, S. 211ff.). Die Technik des szenischen Erinnerns ist jedoch nur für Interviews mit Menschen in stabiler Lebenssituation geeignet, da ansonsten die Gefahr des Abgleitens und des Verhaftetbleibens in der bedrohlichen Situation besteht (siehe Kapitel 4.2.2).

Gelingt die Konstruktion einer solchen Situation, die bislang nur bruchstückhaft oder inkonsistent in der Erinnerung gegenwärtig war, so beobachtet Rosenthal (2002a) eine „unverkennbar entlastende Wirkung“ (S. 220) für die Erzählperson, die durch die Verbalisierung diese Teile der Erinnerung wieder zurückgewinnt und ihnen einen Platz in der Lebensgeschichte zugesteht. Zudem tritt die Erzählperson durch den Akt des Erzählens in eine Distanz zum damals Erlebten und läuft nicht Gefahr, durch die Sprachlosigkeit und das Verschweigen weiter mit der Situation verhaftet zu bleiben (vgl. Rosenthal 1995a, S. 179). Daher ist es auch wesentlich, der Erzählperson einen guten Ausstieg aus der schwierigen Situation zu ermöglichen, sie soll sich gewissermaßen wieder aus der Situation heraus erzählen können. Rosenthal (2002a) plädiert deshalb dafür, das Gespräch niemals mit der Ausgestaltung eines schwierigen bis traumatischen Bereiches zu beenden; vielmehr sei, sofern die Erzählperson dies nicht von selber tut, ein während der Haupterzählung ausgemachter sicherer Bereich der Erzählperson anzusteuern und diesem abschließend noch genug Zeit einzuräumen (vgl. S. 213). Damit erhält die Erzählperson nach der gesamten Lebenserzählung wieder das Gefühl von Sicherheit, mit dem sie aus dem Interview gehen kann (siehe auch Kapitel 2.4.3).

Die Unterstützung bei der Konstruktion schwieriger bis traumatischer Erinnerungen birgt im Sinne von Reorganisation und Integration somit eine heilsame Wirkung für die Erzählperson (vgl. Rosenthal 1995, S. 171; 2002a, S. 215ff.). Dennoch gibt es Bereiche, so argumentiert Loch (2008), bei denen weitere Nachfragen und eine Unterstützung bei deren Konstruktion nicht ratsam sind (vgl. Abs. 5): Dies gilt vor allem dann, wenn ein Thema von der Erzählperson zwar in die Haupterzählung eingeführt wird, sie dieses trotz

Erzählaufforderung aber nicht weiter ausführt. Hier gilt es noch einmal verstärkt, die Vermeidungshaltung der Erzählperson zu akzeptieren und sie nicht zum Thematisieren von ihr nicht gewollter Bereiche zu drängen. Damit sei aber auch nicht gemeint, so betonen Rosenthal (vgl. 2002a, S. 219) und Loch (vgl. 2008, Abs. 5), dass ein generelles Nachfragen zu schwierigen bis traumatischen Ereignissen fehl am Platz ist. Vielmehr würde die Interviewperson, geht sie nicht auf die von der Erzählperson angebotenen schwierigen Bereiche ein, der Erzählperson ein Gefühl von Desinteresse an ihrer Lebensgeschichte vermitteln (vgl. Loch 2008, Abs. 5). Weiters bestünde die Gefahr, so Rosenthal (2002a), dass sich durch diese Form der Zurückweisung das Gefühl des Ausgeschlossenenseins bzw. des Nicht-Gehört-Werdens, unter dem viele Menschen mit traumatischer Vergangenheit leiden, noch zusätzlich verstärkt (vgl. S. 219).

An dieser Stelle wird einmal mehr deutlich, welche wesentliche Rolle der Interviewperson in einem autobiographisch-narrativen Interview zukommt und auch, welche Risiken autobiographisches Erzählen mit sich bringen kann. Grundsätzlich ist also davon auszugehen, so Loch (2008), dass „im Voraus prinzipiell nie sichergestellt werden kann, dass potenzielle Interviewpartnerin/innen [sic] keine traumatischen Erfahrungen erlitten haben“ (Abs. 19). Es ist daher für Forschende ohne Zweifel notwendig, sich auch mit den potenziellen Risiken autobiographischen Erzählens auseinanderzusetzen.

4.2 Potenzielle Risiken

Nachdem Rosenthal (1995a) das Einsetzen erster heilsamer Prozesse durch eine autobiographische Erzählung aufgezeigt hat (vgl. S. 169ff.), folgt einige Jahre später eine Differenzierung dieser potenziellen Chance für unterschiedliche InterviewpartnerInnen (vgl. 2002a, S. 215ff.). Dem voraus ging ein Forschungsinterview mit einer albanischen Familie aus dem Kosovo im Juni 2000, die nach der Eskalation des Konflikts 1999 nach Deutschland geflohen war und sich zum Zeitpunkt des Gesprächs in massiver Angst um eine mögliche Abschiebung und in einer akuten Trauersituation um den im Heimatland ermordeten Familienvater befand. Vor allem Letzteres war den Forscherinnen vor dem Interview nicht bekannt und machte eine autobiographische Lebenserzählung, wie ursprünglich intendiert und mit der Familie vereinbart, aufgrund der akuten Krisensituation unmöglich (vgl. Rosenthal 2002a, S. 205ff.). Rosenthal (2002a) dazu:

Die Sicherheit über meine Gesprächsführung und über die positive Wirkung des Erzählens über das Erlebte, die ich über viele Jahre insbesondere in Gesprächen mit Überlebenden der Shoah und ihren Kindern und Enkeln, aber auch mit Veteranen des Ersten Weltkriegs, die aus den Schützengräben traumatisiert zurückgekehrt waren, gewonnen hatte (Rosenthal 1997, 1988, 1993), wurde in diesem Gespräch erheblich in Frage gestellt. (S. 208)

Diese Erfahrung der Grenzen autobiographischen Erzählens führte zu einer Reflexion und Weiterentwicklung der narrativen Gesprächsprinzipien, wie sie im vorhergehenden Kapitel skizziert wurden. Ebenso führte es Rosenthal (2002a) zu der Einsicht, dass sie ihre bislang

positiven bis heilsamen Erfahrungen mit Menschen gemacht hatte, die meist in ihrer Kindheit durch historische Kollektivereignisse traumatisiert worden waren, sich zum Zeitpunkt des Interviews jedoch in einer einigermaßen stabilen Lebenssituation mit Zukunftsperspektive befanden (vgl. S. 208). Dies war bei der aus dem Kosovo stammenden Familie Morina⁷ nicht der Fall (vgl. Rosenthal 2002a, S. 207ff.): Aufgrund der unwiederbringlichen Vergangenheit in ihrem Heimatland, der gegenwärtigen Trauersituation um den Vater und der ungewissen Zukunft in Deutschland ist es schwierig, sichere Bereiche im Leben der Familie auszumachen. Zudem kommt, dass der Blick in die Vergangenheit, die für jedes Familienmitglied bedrohliche bis traumatische Erlebnisse birgt, nicht distanziert von der heutigen Krise betrachtet werden kann, in anderen Worten, die Familie sich derzeit in einer potenziellen Phase der Retraumatisierung befindet.

Gemeinsam ist den Personengruppen jedoch, dass sie durch die Erfahrung eines kollektiven Schicksals – wenn auch vermutlich noch verbunden mit einer jeweils individuellen Traumatisierung – nicht zu Verschwiegenheit ihrer Erlebnisse verpflichtet oder gar genötigt werden, wie dies nicht selten bei sexuellen Gewalterfahrungen die Realität ist (vgl. Loch 2002, Abs. 3; Rosenthal 2002a, S. 208f.). Vielmehr wollen diese Menschen trotz bestehender Lebenskrise in ihrem Leiden anerkannt werden und Akzeptanz erfahren; so verhielt es sich auch bei Familie Morina (vgl. Rosenthal 2002a, S. 222).

Besteht zum Zeitpunkt des Interviews nach wie vor eine Verbindung zum Täter bzw. der Täterin, sprich, bestehen die „sozialen Konstellationen und Beziehungsgeflechte, die solche Ereignisse damals hervorgerufen haben“ (Schütze 1987, S. 223) weiterhin, so spiegelt sich auch in einer Lebenserzählung dieses personale und von der Gesellschaft auferlegte Schweigegebot wider; die Erzählperson bedient sich, zum Teil auch unbewusst, so genannter „sekundärer Umgehungs-, Ausblendungs-, Rationalisierungs- und Verschleierungsversuche“ (Schütze 1987, S. 223), die aufgrund der in der Erzählung wirkenden Zugzwänge nicht unerkannt bleiben (siehe Kapitel 3.2.1). Die Selbstvergewisserungsfunktion des Erzählens ist in diesem Fall erheblich eingeschränkt.

Sowohl das Ansprechen von in der Kindheit erlittenen Gewalterfahrungen wie auch kollektiv erfahrener Traumatisierungen bezeichnet Rosenthal (2002a) als einen „erheblichen Balanceakt“ (S. 209) für die Interviewführung, um nicht Gefahr zu laufen, dass die Erzählperson zu tief in das Erlebte hineingezogen und während bzw. nach dem Interview von ihren Erinnerungen gleichsam überflutet wird; Loch (2002) spricht in diesem Kontext von einem „unkontrollierten Wiedererleben von traumatischen Erinnerungen“ (S. 239). Diese Sensibilität zwischen Zurückhaltung und vorsichtigem Annähern an die traumatischen Erlebnisse, die, wie in Kapitel 4.1.2 gezeigt wurde, das Einsetzen erster heilsamer Prozesse ermöglichen kann, ist insbesondere auch bei Menschen in akuten Lebenskrisen gefragt (vgl.

⁷ Der Familienname wurde aus Datenschutzgründen geändert (vgl. Rosenthal 2002a, S. 205).

Rosenthal 2002a, S. 209). Inwiefern das autobiographische Erzählen auch in einer Situation wie jener der Familie Morina möglich bzw. hilfreich sein kann, wird Gegenstand des Kapitels 4.2.2 sein. Zuvor rückt jedoch die Erzählung potenziell unverarbeiteter Traumatisierungen in derzeit stabiler Lebenssituation in den Blickpunkt, die ebenfalls Risiken für die Erzählperson beinhalten kann.

4.2.1 Traumatische Erfahrungen

Wie bereits erwähnt, neigen Menschen im Erinnerungsprozess an in der Kindheit erlebte Traumatisierungen in ihrer Erzählung oft zu einem ambivalenten Umgang mit dem Thema (siehe Kapitel 4.1.2). Schwankend zwischen dem Wunsch nach Mitteilung und einer gewissen Vorsicht aufgrund gesellschaftlicher Tabuisierung und damit einhergehender Zurückweisung versuchen sie, oftmals vor dem Interview nochmals auszutesten, inwieweit die Interviewperson bereit ist, sich auf die Schwere ihrer Geschichte einzulassen. Dies kann durch erste vage Andeutungen von Gewalterfahrungen, durch explizites Nachfragen oder auch durch das Wirksamwerden spezieller Schutzmechanismen, wie z.B. heftiges Weinen zu Beginn des Interviews, passieren; diese Vorgehensweisen dienen der nochmaligen Absicherung für die Erzählperson (vgl. Loch 2002, S. 236f.; Rosenthal 2002a, S. 219).

Im weiteren Verlauf der Erzählung lassen vor allem bruchstückhafte, auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinende Passagen auf das Zugrundeliegen traumatischer Erlebnisse schließen (vgl. Loch 2008, Abs. 19). Loch (2002) zeigt in ihrer Untersuchung über den Einfluss nationalsozialistischer Familienvergangenheit auf die Biographien von in der Kindheit misshandelten Frauen, dass gerade hinter diesen oft verwirrenden Interviewsequenzen jene Erfahrungen liegen bzw. damit zum Ausdruck gebracht werden, welche „gesellschaftlich und sozial mit (Ver-) Schweigen belegt sind“ (S. 234). Dies lenkt natürlich ein hohes Maß an Aufmerksamkeit auf derartige Ausführungen. Loch (2002) ergänzt, dass Erzählpassagen solcher Art nicht nur bei Menschen mit Traumatisierungen, sondern auch in Erzählungen von Menschen in akuter Lebenskrise bzw. bei sterbenden Menschen auftreten können (vgl. S. 234).

Bruchstückhaft bzw. inkonsistent erscheinende Erzählungen weisen demnach zum einen auf das Zugrundeliegen schwerwiegender Erfahrungen hin, lassen aber des Weiteren auch Rückschlüsse auf den Umgang der Erzählperson mit diesen Erlebnissen zu. Loch (2008) dazu: „Sprache wird . . . im Interview wie auch in Alltagssituationen zum Ausdrucksfeld traumatischer Erfahrungen und ihrer Abwehrmechanismen bzw. Bearbeitungsstrategien.“ (Abs. 19) Bruchstückhafte bzw. unvollständige Erzählpassagen sind somit auch Ergebnis der natürlichen Abwehr der Erzählperson, die Erinnerungen an schmerzhaft Erlebnisse nur insoweit zulässt, als sie nicht gefährlich für ihre psychische Stabilität sind (vgl. Rosenthal 1995a, S. 171). Um dem nicht entgegenzuwirken, zugleich aber auch nicht am Fortbestehen existierender Verleugnungen teilzunehmen, muss die Interviewperson die Abwehrmechanismen der Erzählperson akzeptieren und sich, auch im nachfolgenden

Frageteil, an diesen orientieren (vgl. Loch 2002, Abs. 19). Wie sich Schutz- und Reparaturstrategien bzw. Spuren von dissoziierten traumatischen Erfahrungen in der Erzählung zeigen können, wird in kommandem Kapitel behandelt.

4.2.1.1 Abwehrmechanismen und Reparaturstrategien

Mit Rückgriff auf die Traumaforschung (z.B. Sachsse 1999, 2004; Terr 1991) konstatiert Loch (2008), dass Menschen mit wiederholten Traumatisierungen in der Kindheit häufig mit Dissoziation als primärem Abwehrmechanismus reagieren (vgl. Abs. 6). Sie spalten zu schmerzhaft erlebte Erfahrungen ab und bauen gewissermaßen Barrieren auf, „die das Bewusstsein vor der Überflutung mit traumatischen Erinnerungen schützen“ (Loch 2008, Abs. 6). Diese Barrieren können über Jahre hinweg bestehen und werden auch auf der Erzählebene eines Interviews sichtbar.

Loch (2002) berichtet von der Erzählung einer Frau, die sie Uta Bender nennt und die in ihrer Kindheit sexuelle Gewalt von ihrem Vater, dem Großvater und so genannten Freunden der Familie ertragen musste (vgl. S. 237ff.). Zum Zeitpunkt des ersten Interviews war sie 56 Jahre alt und befand sich in der akuten Trauersituation um ihren Ehemann, den sie während seiner mehrjährigen Krankheit begleitet hatte. Während ihrer Erzählung beobachtete die Interviewerin, dass Frau Bender an scheinbar nicht komischen Stellen zu kichern oder lachen begann. Dieses Lachen, wie sich später zeigte, steht in Verbindung mit ihren Erfahrungen aus der Kindheit, wo sie aufgrund ihrer Schmerzen als Folge der Misshandlung von den Tätern oft ausgelacht wurde. Dieses Auslachen, so deutet es Loch, hat Frau Bender verinnerlicht und zu ihrem eigenen Lachen gemacht; heute dient es ihr als zentrale Verarbeitungs- und Reparaturstrategie im Umgang mit schmerzhaften Erfahrungen. So lachte Uta Bender z.B. an Stellen in der Erzählung, an denen sie vom Leiden ihres Mannes erzählt oder sich an ihre entsetzlichen Erfahrungen aus der Kindheit erinnert. Im Prozess des Lachens kommen somit schmerzhaftere Erinnerungen und Gefühle zum Ausdruck, die dadurch in der Situation der Erzählung für sie nicht bedrohlich sind. Mit diesem Mechanismus kann Frau Bender nun auch im Alltag über schwierige Ereignisse hinwegkommen; das Lachen scheint dabei nur indirekt mit der Traumatisierung verbunden zu sein. Für die Interviewerin bestand in diesem Zusammenhang die Orientierung an den Verarbeitungsmustern der Erzählerin einfach „nur“ darin, mit ihr zu lachen. Im gemeinsamen Lachen blieb für die Erzählerin die notwendige Distanz zum Erlebten aufrecht und sie konnte ihre Erzählung fortsetzen. Durch diese einfache Geste des Mitlachens unterstützte die Interviewerin in der jeweiligen Situation das Einlassen auf weitere Erinnerungen.

Die Akzeptanz und die Orientierung an den Schutz- und Reparaturstrategien der Erzählperson sind für eine unterstützende Interviewführung unbedingt notwendig. Anhand eines weiteren Beispiels von Michaela Köttig (2004) zeigt Loch (2008), dass in einer Erzählung auch Anzeichen von dissoziierten traumatischen Erfahrungen auftreten können (vgl. Abs. 7ff.): Auch hier ist es das Lachen der Erzählperson, die Alexandra Kranz genannt

wird, in dem sich der Spaltungsprozess der damaligen Gefühlswelt von der Erlebenswelt ausdrückt. Zugrunde liegen frühkindliche Traumatisierungen, auf die das Mädchen damals vermutlich mit Dissoziation reagiert hat und die sie in Folge in schmerzhaften Situationen als dominanten Abwehrmechanismus beibehält. In ihrer Erzählung spricht sie von einem Erlebnis mit der Großmutter, als sie sieben Jahre alt war: In der 1. Klasse hatte sie als beste Schülerin ein Buch geschenkt bekommen, worüber sie sich sehr freute. Ohne näher auf den weiteren Ablauf einzugehen erwähnt Frau Kranz daraufhin, dass ihre Großmutter das Buch verbrannte. Über die Reaktion des Mädchens wird in der Erzählung nichts bekannt, doch ist anzunehmen, dass die fehlende Anerkennung ihrer Leistung durch die Großmutter für sie eine schmerzhaft und traurige Erfahrung gewesen sein muss. In der Erzählung dieser Situation im Alter von 17 Jahren drückt Alexandra Kranz ihre damals zu bedrohlichen und daher dissoziierten Gefühle durch Lachen aus; weiters nimmt sie in ihrer Erzählung plötzlich die Perspektive der Großmutter ein und macht diese zu ihrer eigenen. Die Abspaltung ihrer damaligen Gefühle einhergehend mit dem Perspektivenwechsel bleibt auch in der Erzählsituation aufrecht und ermöglicht Frau Kranz, über die vergangenen Erlebnisse zu sprechen. Diese Spuren von Dissoziation lassen sich durch eine genaue Analyse auch auf Ebene des Erzähltextes erkennen (vgl. Loch 2008, Abs. 8ff.).

Die Auswirkungen des Spaltungsprozesses und der noch unverarbeiteten Traumatisierungen auf das weitere Leben von Alexandra Kranz arbeitet Köttig (2004) anhand einer biographischen Fallrekonstruktion heraus (vgl. S. 140ff.); gewalttätige Aktionen in der rechtsextremen Szene, die Aufmerksamkeit erregen und Anerkennung in der Gemeinschaft versprechen, sind nur ein Beispiel dafür (vgl. Loch 2008, Abs. 11 nach Köttig 2004, S. 191f.).

Um einzelne Erinnerungen an eine Traumatisierung wieder zu aktivieren reichen oft kleine Details wie z.B. Worte, Gerüche oder bestimmte Gegenstände der damals traumatischen Situation (so genannte *Trigger*); dies kann auch im Laufe eines Erzählprozesses passieren (vgl. Loch 2008, Abs. 13). Liegen dissoziative Erfahrungen zugrunde, so ist es – wie das Beispiel von Alexandra Kranz zeigt – möglich, dass die Erzählperson erneut mit Dissoziation, sprich Abspaltung der bedrohlichen Erinnerungen als dominantem Abwehrmechanismus reagiert. Um diesen Vorgang zu durchbrechen und der Person einen Ausstieg aus dem Verarbeitungsmuster und dessen Folgen zu ermöglichen, ist das Einlassen auf die Situation bei gleichzeitig klarer Orientierung an der Gegenwart notwendig (vgl. Loch 2008, Abs. 15ff.). Generell ist für das Ansprechen unverarbeiteter Erfahrungen, die in jedem Erzählprozess zu Tage treten können, die Aufrechterhaltung des Gegenwartsbezugs wesentlich, um zu verhindern, dass die Erzählperson in der damaligen Situation verhaftet bleibt und potenziell retraumatisiert wird (vgl. Loch 2002, S. 239).

4.2.1.2 Auslösen von traumatischen Erinnerungen

Das mit der Erzählung unverarbeiteter Traumatisierungen einhergehende Risiko beschreibt Loch (2002) als *unkontrolliertes Wiedererleben von traumatischen Erinnerungen*, was

bedeutet, „dass die mit einer traumatischen Erfahrung verbundenen Gefühle, Gedanken, etc. während des Erzählens als gegenwärtige und nicht als vergangene Erfahrung wahrgenommen werden“ (S. 239). In den meisten Fällen schützen Abwehrmechanismen, wie beispielsweise die eben skizzierte Dissoziation, die Erzählperson vor solch einem Wiedererleben. Sind dennoch erste Anzeichen eines beginnenden Wiedererlebens erkennbar, so ist es für die Interviewperson wesentlich, neben den laufenden parasprachlichen und leiblichen Aufmerksamkeitsbekundungen auch intensiven Augenkontakt mit der Erzählperson zu halten und die Verortung in der Gegenwart zu unterstützen; somit steuert sie einem weiteren Abrutschen der Erzählperson in ein unkontrolliertes Wiedererleben entgegen (vgl. Loch 2008, Abs. 16; 2002, S. 239f.).

Sehr anschaulich zeigt Loch (2002) diese Gefahr bzw. die Anzeichen eines beginnenden Wiedererlebens anhand zweier Interviewsequenzen, die aus einem Folgeinterview mit Uta Bender (siehe Kapitel 4.2.1.1) ungefähr neun Monate nach dem Erstinterview stammen (vgl. S. 240f.)⁸. Dem vorausgeschickt sei der Hinweis, dass Frau Bender auch über psychotherapeutische Erfahrung verfügte, aus der bekannt war, dass sie bei schwierigen Erinnerungen manchmal erstarrt und für diesen Moment nicht mehr zu sprechen vermag. Dann könne sie der Arzt lediglich dadurch zurückholen, indem er sie vorsichtig an der Schulter anfasst und versucht, sie wieder in der Gegenwart zu verorten. Diese Information wurde in Folge auch für die Interviewerin relevant. Zuvor aber fand folgende Situation statt, in der die Interviewerin ein von Uta Bender im Telefonat angesprochenes Thema nochmals aufgreift (Loch 2002, S. 240):

- I: Als wir im letzten Jahr telefoniert haben , haben Sie gesagt dass Sie auch noch so Erinnerungen bekommen haben was in Richtung Sadomaso geht
P: (120 sec Pause)
I: Ist zu schwer da drüber zu sprechen?
P: ((schluckt)) (79 sec) ((Schlucken, tiefes Atmen))
I: Sie brauchen nicht da rüber zu sprechen (8 sec) Sie spüren das noch , ist Ihnen noch sehr nahe (10sec)
P: ((seufzt)) (14 sec)
I: () (9 sec)
P: ((seufzt)) (7 sec) ((atmet tief, stöhnt bisschen)) (20 sec)

Diese Nachfrage zu extrem belastenden Ereignissen aus Uta Benders Kindheit war nur möglich, da sich zwischen der Interviewerin und der Erzählerin im Laufe des ersten Interviews und der im Anschluss stattfindenden Telefonate ein intensives Vertrauensverhältnis aufgebaut hatte. Frau Bender wusste, dass sie über ihre traumatischen Erfahrungen sprechen konnte, ohne dabei von der Interviewerin allein gelassen bzw. zurückgewiesen zu werden. So signalisierte auch die Interviewerin, dass sie sich an die in

⁸ Transkriptionsregeln: (10) = 10 Sekunden Pause; , = kurzes Absetzen; **wie** = betont; ((lacht bisschen)) = Kommentar der Transkribierenden, Ja: = Dehnung, Bekannte- = Abbruch, /((flüstert:)) ja / =Inhalt zwischen Schrägstrichen ist flüsternd gesprochen, (im) = unsichere Transkription, () = unverständlich, sa=ich = schneller Anschluss, #und# = Inhalt leise gesprochen. (Loch 2002, S. 237)

den Telefonaten angesprochenen Themen erinnert und spricht diese, wie der obige Textausschnitt zeigt, im zweiten Interview gezielt an. Frau Bender reagiert auf diese Nachfrage mit einer ungewöhnlich langen Pause und bringt ihr Empfinden mit vorwiegend leiblichen Reaktionen zum Ausdruck (Schlucken, Seufzen); später im Gespräch erzählte sie, dass sie in diesen zwei Minuten Bilder gesehen habe, die sie nicht in Worte fassen konnte, da ihr die nötige Distanz zu diesen Erinnerungen fehlte (vgl. Kapitel 3.2.1). Diese Bilder waren so intensiv, dass Frau Bender in dieser Situation Gefahr lief, erneut in das damalige Erleben hineingezogen zu werden (vgl. Loch 2002, S. 240f.).

Die Interviewerin erkennt die Gefahr dieser Situation und gibt Frau Bender im Folgenden die Chance, aus dem Thema auszusteigen („Ist zu schwer da drüber zu sprechen?“). Wesentlich dabei ist, dass nicht sofort ein Ausstieg aus der Situation herbeigeführt wird, da die Entscheidung bei der Erzählperson liegt, ob und inwieweit sie ihre Erfahrungen darstellen will (vgl. Loch 2002, S. 241). Nachdem die Interviewerin die beobachteten Gefühle an Frau Bender rückgespiegelt hat (*Technik des aktiven Zuhörens*) und diese sich weiterhin nur leiblich artikuliert, greift die Interviewerin auf Uta Benders Therapieerfahrung zurück, um ein vollständiges Abgleiten der Erzählerin in die damalige Situation zu verhindern (Loch 2002, S. 241):

- I: Darf ich Sie ganz kurz an der Schulter berühren, vorsichtig anfassen, Frau Bender?
 P: (Mhm hm)
 I: Hm? Darf ich das?
 P: ((atmet schwer))
 I: Darf ich Sie an (den Händen anfassen oder an der Schulter, darf ich Sie da berühren? /P: ((atmet schwer))/ Ja? Ich setze mich zu ihnen rüber ((Bewegungsgeräusch)) fass Sie jetzt an der Schulter ganz vorsichtig an „ Frau Bender wir sitzen bei Ihnen in der Küche)
 P: ((atmet schwer, weint))
 I: Sie haben ganz Schlimmes erlebt aber Sie haben auch **ganz** viel schon geschafft „ ganz viel schon erreicht
 P: ((schluckt, bricht in Tränen aus))

Vor allem bei Menschen mit sexualisierten Gewalterfahrungen sind Berührungen und körperlicher Kontakt jedweder Art besonders heikel (vgl. Loch 2002, S. 241). Ohne das Vorwissen aus Frau Benders Therapie hätte die Interviewerin sie nicht an der Schulter berührt, da dies die Erinnerung an die traumatische Situation vermutlich noch verstärkt hätte. In diesem Fall unterstützte es die Orientierung an der Gegenwart, was Frau Bender dazu verhalf, nicht weiter in das damalige Erleben abzugleiten und durch das Weinen einen Ausstieg aus der Situation zu schaffen.

Diese beiden Interviewsequenzen zeigen, wie wichtig es ist, den Raum rund um die Interviewsituation als sicher zu erleben und, vor allem beim Ansprechen traumatischer Erfahrungen, die Verortung der Erzählperson in der Gegenwart intensiv zu unterstützen (vgl. Loch 2002, S. 244). Freilich ist es, trotz Rücksichtnahme auf die sicheren und schwierigen

Bereiche der Erzählperson (siehe Kapitel 4.1.3), nicht immer absehbar, welche Themen und Nachfragen eine Chance bzw. welche ein Risiko für die Erzählperson darstellen können. Loch (2002) dazu: „Menschen mit traumatischen und belastenden Erfahrungen [können] sich in Interviews immer wieder an der Grenze zwischen der Wahrnehmung der Traumatisierung als vergangene Erfahrung und dem Wiedererleben der damaligen Gewalt als gegenwärtige Erfahrung bewegen“ (S. 245). Trotz dieses Balanceakts kann eine gänzliche Vermeidung von potenziell schwierigen Themen nicht die Antwort sein (vgl. Kapitel 4.1.2), da eine solche Vorgehensweise durch das Aufrechterhalten bestehender Tabuisierung den Umgang mit Traumatisierungen noch verhärten könnte (vgl. Loch 2008, S. 18). Im umgekehrten Fall gilt es ebenso abzuwägen, ob das weitere Ansprechen eines schwierigen Bereichs, sofern dieser von der Erzählperson in die Erzählung eingeführt worden ist, ein Risiko im oben beschriebenen Sinn oder einen weiteren Schritt auf dem Weg zur Integration bislang noch unverarbeiteter Erfahrungen in die Biographie darstellt. Diese Zuwendung der Erzählperson zu den ihr zugänglichen Erinnerungen kann, wie in Kapitel 4.1.1 erläutert wurde, zu einer erweiterten, ganzheitlichen Selbsterkenntnis mit positiver Wirkung auf die Erzählperson führen; zudem, so Loch (2002), ist „diese Integration . . . ein weiterer Baustein im lebenslangen Prozess, die mit der Dissoziation bzw. mit der Traumatisierung einhergegangene Segmentierung zu überwinden“ (S. 245).

Neben den dem autobiographischen Erzählen innewohnenden Chancen wurde nun auch auf das bestehende Risiko eines solchen aufmerksam gemacht. Wie sich in den letzten Jahren zeigte, besteht diese Gefahr auch bei Menschen in akuten Lebenskrisen, worüber das folgende Kapitel nun abschließend Aufschluss geben wird.

4.2.2 Akute Lebenskrisen

Wie eingangs in Kapitel 4.2 erläutert, stellte das Interview von Rosenthal (2002a) mit Familie Morina in vielfältiger Weise eine Herausforderung dar (vgl. S. 205ff): Zum einen war den Forscherinnen nicht bekannt, dass zwei Monate vor dem Gespräch die Leiche des ermordeten und als vermisst gemeldeten Vaters im Kosovo entdeckt und durch den jüngeren der beiden Söhne identifiziert worden war. Er besitzt durch seine Heirat mit einer deutschen Frau als einziger in der Familie eine längerfristige Aufenthaltsgenehmigung und erledigt die Behördengänge für die Familie. Seine beiden jüngeren Schwestern und seine Mutter leiden akut unter ihren traumatischen Erlebnissen, die Mutter schläft beispielsweise nie länger als eine Stunde, um erneut angsterfüllt aufzuwachen und sich in Situationen aus dem Kosovo rückversetzt zu glauben. Zudem droht ihnen die Abschiebung aus Deutschland. Rosenthal (2002a) beschreibt die Situation zu Beginn des Interviews folgendermaßen:

Es wurde uns sehr schnell deutlich, daß das Vorhaben, uns von einem Mann oder gar von zwei jungen Mädchen, die sich in einer akuten Lebenskrise bzw. in einer Phase der Retraumatisierung oder einer weiteren Sequenz der sequentiellen Traumatisierung (vgl. Keilson 1979) befinden, die Lebensgeschichte erzählen zu lassen, recht unüberlegt war. (S. 207)

Jeder Rückblick in die unwiederbringliche Vergangenheit vor der Traumatisierung wäre zum damaligen Zeitpunkt für die Familie vermutlich zu schmerzhaft und destabilisierend gewesen. Auch der Blick in die Zukunft ist von Unsicherheit und Angst vor einer Rückkehr in den Kosovo geprägt, es sind zum Zeitpunkt des Interviews daher kaum sichere Orte in der Erzählung der Familie Morina auszumachen. Erst die Namensgebung des zukünftigen Enkels der Mutter, also ein Thema bewusst außerhalb der im Interview angesprochenen Bereiche, stellt für die Familie eine trostpendende Situation dar (vgl. Rosenthal 2002a, S. 221f.).

Das Zustandekommen einer biographischen Groß Erzählung ist, wie es das Beispiel der Familie Morina zeigt, in einer akuten Lebenskrise nicht möglich (vgl. auch Kapitel 3.2.1). Das Stellen von Detaillierungsfragen und szenisches Erinnern, wie es beim Verbalisieren von schwierigen Bereichen bei Menschen in stabiler Lebenssituation hilfreich ist, sind in solchen Situationen zu vermeiden, um die Person nicht in Gefahr zu bringen, erneut in die traumatische Situation einzutauchen und darin verhaftet zu bleiben (siehe Kapitel 4.2.1.2). Vielmehr ist die Interviewperson angehalten, der Erzählperson beim Aussprechen für sie belastender Umstände in der Gegenwart zu unterstützen (vgl. Rosenthal 2002a, S. 223f.): Durch erzählauffordernde Nachfragen zu den angebotenen Themen und gleichzeitiger Akzeptanz eventuell auftretender Vermeidungshaltungen wird der Erzählperson ein Rahmen eröffnet, sich mit ihrer belastenden Situation auseinanderzusetzen und noch Unausgesprochenes in Worte zu fassen. Durch eine stetige und intensive Aufmerksamkeitsbekundung seitens der Interviewperson erfährt die Erzählperson Anerkennung und Akzeptanz ihrer Situation – ein Wunsch, den viele Menschen mit Traumatisierungen hegen (vgl. Rosenthal 2002a, S. 208).

Auch im Gespräch mit Familie Morina ist von den Interviewerinnen ein zunehmendes Vertrauensverhältnis zu erkennen, was sich in immer detaillierter und offener werdenden Erzählungen äußert (vgl. Rosenthal 2002a, S. 224). Während anfangs größtenteils nur der jüngere Sohn der Familie spricht, melden sich im Laufe des Gesprächs auch die Mutter und die beiden jüngeren Schwestern zu Wort und erzählen von ihren Ängsten und ihren traumatischen Erlebnissen im Kosovo. So wird auch innerfamiliär ein Dialog über bestehende Gefühle und Erinnerungen eröffnet, was sich wiederum positiv auf jeden Einzelnen auswirkt. Zu bedenken gibt Rosenthal (2002a) auch die besonderen Rahmenbedingungen des Interviews (vgl. S. 255): Es ist anzunehmen, dass einzelne Mitglieder der Familie in ihrem Heimatland unterschiedliche Verhörsituationen erlebt haben, auch die Anhörungen im laufenden Asylverfahren können einen solchen Charakter besitzen. Es ist daher in der Interviewsituation besonders darauf zu achten, dass die Erzählpersonen keinen Konnex jedweder Art zu eben einer solchen herstellen bzw. sie das Gespräch aufgrund zu insistierender Detaillierungsfragen als solches empfinden; das würde ein erneutes Wiedererleben der belastenden Situation hervorrufen und zweifelsohne ein Risiko für die Erzählpersonen darstellen. Weiters gilt es, so Rosenthal (2002a), die eigene Nationalität, in dem Fall die deutsche Staatsbürgerschaft, und deren Zuschreibungen durch

die Erzählpersonen kritisch zu hinterfragen und eventuelle Vorbehalte durch eine vertrauensvolle Interviewführung aufzulösen versuchen (vgl. S. 222ff.). Auch die Vermittlung zu sozialarbeiterischen Einrichtungen ist in besonders schwierigen Situationen zu überlegen (vgl. Rosenthal 2002a, S. 224f.).

Festzuhalten bleibt, so Rosenthal (2002a), dass das Interview mit Menschen in akuten Lebenskrisen ein „erheblicher Balanceakt zwischen der Unterstützung von Erzählungen über die traumatische Lebensphase und einer gleichzeitigen Zurückhaltung [ist]“ (S. 209), ein Einsetzen erster heilsamer Prozesse jedoch auch in solchen Situationen möglich ist. Selbiges beschreibt Loch (2002), die auch schwer kranke Menschen und Menschen im Sterbeprozess als Beispiele für akute Lebenskrisen anführt (vgl. S. 233). Sie fasst zusammen: „Besonders in Lebenskrisen können stressbesetzte und traumatische Vorerfahrungen reaktiviert werden, dies bedeutet auch, dass es in jedem Forschungskontext möglich ist, auf Menschen mit schwierigen Lebenserfahrungen zu treffen.“ (Loch 2002, S. 233). Dieser Tatsache gilt es sich bewusst zu sein und angemessen darauf reagieren zu können.

5 Empirische Untersuchung

Nachdem die Aufarbeitung des theoretischen Forschungsstands in den Sozialwissenschaften erste Einblicke in die Wirkmöglichkeiten autobiographischen Erzählens gegeben hat, wird nun eine qualitativ-empirische Untersuchung zusätzliche Facetten aus der Forschungspraxis in den Blick nehmen. Grund dafür ist, wie die vorhergehenden Kapitel gezeigt haben, die in den Sozialwissenschaften bislang nur von wenigen VertreterInnen geführte Diskussion, deren Anreicherung Ziel dieser empirischen Untersuchung ist. Zudem sollen auch forschungspraktische Hinweise für eine angemessene Interviewführung, die in der Literatur bislang nur wenig Beachtung erfahren, gesammelt werden.

5.1 Methodische Vorgehensweise

Es wurden fünf WissenschaftlerInnen aus dem universitären Forschungskontext, die verschiedenen Disziplinen zugehörig sind und sich in unterschiedlicher Intensität der Methode des autobiographisch-narrativen Interviews bedienen, ausgewählt und mittels ExpertInneninterviews befragt (vgl. Meuser & Nagel 1991). Eine detaillierte Beschreibung der Auswahl der InterviewpartnerInnen sowie deren Identifizierung als ExpertInnen hinsichtlich der Forschungsfrage befindet sich im Anhang dieser Arbeit (siehe Kapitel 8.2). Auch das spezifische Erkenntnisinteresse eines ExpertInneninterviews und die daran geknüpfte Debatte um die Möglichkeit einer methodologischen Grundlegung dieser Interviewform werden kurz aufgegriffen (siehe Kapitel 8.1).

Neben dem *Betriebswissen* der ExpertInnen wurde zur Vermittlung weiterer InterviewpartnerInnen auch auf deren *Kontextwissen* zurückgegriffen (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 445f.). Die Interviews wurden im Zeitraum von vier Wochen geführt und dauerten zwischen 45 Minuten und zweieinhalb Stunden. Dabei wurde mit einem offenen Leitfaden gearbeitet, der je nach Experte bzw. Expertin geringfügig adaptiert worden ist. Die Interviewführung mittels offenem Leitfaden entspricht den Prinzipien eines nichtstandardisierten Interviews, da weder die Formulierung der Fragen noch deren Reihenfolge festgelegt sind (vgl. Gläser & Laudel 2009, S. 41f.). Er dient vielmehr dazu, „die interessierenden Themen aus dem Horizont möglicher Gesprächsthemen der ExpertInnen“ (Meuser & Nagel 1991, S. 453) herauszuschneiden und das Interview auf die Fragestellung zu konzentrieren. Durch die flexible Handhabung des Leitfadens und der mit der Erstellung des Leitfadens verbundenen theoretischen Vorarbeit wird, so Meuser und Nagel (1991), die Offenheit des Interviewverlaufs erst gewährleistet; denn „durch die Arbeit am Leitfaden macht sich die Forscherin mit den anzusprechenden Themen vertraut, und dies bildet die Voraussetzung für eine 'lockere', unbürokratische Führung des Interviews“ (S. 449). Dies hat sich auch in der Erhebungsphase dieser Untersuchung bewahrheitet.

Eine adäquate Auswertungsstrategie für leitfadenorientierte ExpertInneninterviews findet sich bei Meuser und Nagel (vgl. 1991 S. 451ff.). Ziel dieser Auswertungsmethode ist es, das Repräsentative im ExpertInnenwissen zu entdecken, weshalb sich die Analyseschritte nicht an der Struktur oder dem Ablauf der Aussagen innerhalb eines Interviews, sondern „an thematischen Einheiten, an inhaltlich zusammengehörigen, über die Texte verstreuten Passagen“ (Meuser & Nagel 1991, S. 453) orientieren. Der Autor und die Autorin bezeichnen ihre Auswertungsstrategie als *Entdeckungsstrategie*: Gemeinsamkeiten und Widersprüche der ExpertInnenmeinungen müssen vor dem jeweiligen institutionellen Hintergrund identifiziert und benannt werden; auch eventuelle Interaktionseffekte und persönliche Deutungs- und Handlungseinflüsse des Experten bzw. der Expertin müssen in der Interpretation der Textpassagen im Hinterkopf sein (vgl. Meuser & Nagel 2009, S. 46).

Die Auswertungsstrategie nach Meuser und Nagel (1991) ist interpretativ und zielt auf die Verdichtung und Abstraktion des Interviewmaterials und der daraus resultierenden Generierung von bereichsspezifischen Aussagen (vgl. S. 466). Dazu sind folgende Schritte zu durchlaufen, die mit zunehmendem Fortschreiten auch rekursiv zu handhaben sind: *Transkription, Paraphrase, Überschriften, Thematischer Vergleich, Soziologische Konzeptualisierung* und *Theoretische Generalisierung* (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 455ff.). In Kapitel 8.3 werden diese Auswertungsschritte näher erläutert.

5.2 Darstellung zentraler Ergebnisse

Nach einer kurzen Darstellung der methodischen Vorgehensweise werden nun die zentralen Ergebnisse der empirischen Untersuchung präsentiert. Um einen nachvollziehbaren Überblick über die Ergebnisinterpretation zu gewährleisten, wird eine prägnante Zusammenfassung des thematischen Vergleichs die Interpretation untermauern. Dabei wird auf die vollständige Darstellung aller Aussagen der ExpertInnen verzichtet, sondern das Repräsentative im ExpertInnenwissen hervor gestrichen und anhand typischer Aussagen veranschaulicht (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 451f.).

5.2.1 Wirkungen autobiographischen Erzählens

Mit dem theoretischen Forschungsstand übereinstimmend gehen alle ExpertInnen von einer grundsätzlich positiven Wirkung autobiographischen Erzählens auf die Erzählperson aus. Durch den situativen Charakter der Erzählung, in der die Erzählperson angehalten ist, „*Dinge zusammen zu ordnen, zusammen zu fügen, rote Fäden zu ziehen*“ (I2, S. 11), stellt sie eine Gelegenheit zur Organisation, Selbstreflexion und Selbstbesichtigung dar. Die Wertigkeit einer solch neuen Konstruktion hängt jedoch vom Grad ihrer weiteren Verwendung ab, so die ExpertInnen. Längerfristig kann dieser Prozess zu neuem Wissen über sich selbst führen⁹ (vgl. auch Kapitel 4.1.1).

⁹ Dieser Mehrwert wird auch in der Methode des IAS angestrebt (siehe Kapitel 8.2).

Abgesehen davon stellt schon die Interviewsituation an sich eine im Normalfall angenehme Erfahrung für die Erzählperson dar: *„Grundsätzlich glaube ich, also wenn man es allgemein sagen kann, viele Leute haben alleine schon dadurch Gewinn, dass ihnen ein Raum zur Verfügung gestellt wird, wo ihnen zugehört wird, wo ihnen Aufmerksamkeit gegeben wird und wo sie noch einmal die Möglichkeit haben, ihre Lebensgeschichte zu rekonstruieren. Das ist schon für viele eine ganz wichtige und schöne Erfahrung.“* (I2, S. 10)

Neben der aus der Erzählsituation erwachsenden Wertschätzung und Anerkennung wird insbesondere das *„Wichtig-Nehmen der persönlichen Erinnerungen“* (I4, S. 7) vor allem bei älteren Menschen mitunter als narzisstische Zufuhr gedeutet. Ein mit der autobiographischen Erzählung einhergehendes Erstarren des Selbstbewusstseins ist auf Seiten der Erzählperson nicht selten zu beobachten. Freilich ist eine solche Wirkung von der jeweiligen Interviewanlage, sprich der Anzahl und Dauer der autobiographischen Erzählungen, abhängig.

„[Ich finde] das einen wunderbaren Prozess, also die [Erzählperson, Anm. d. Verf.] hat auch erst gesagt ‚Interviewen Sie mal meinen Mann, der ist ja viel wichtiger als ich‘, beim zweiten Interview hat sie schon gesagt ‚Nein nein, ist schon ganz gut, dass ich auch interviewt werde, aber Sie können ja meinen Mann auch noch fragen‘, und beim dritten Mal hat sie gesagt ‚Ist schon ganz gut, dass nur ich befragt werde‘.“ (I2, S. 16)

Vor diesen positiven Wirkungen autobiographischen Erzählens bestünde ein nächster Schritt nun darin, so die ExpertInnen, in Anlehnung an die von Rosenthal (2002a) prognostizierten heilenden Effekte (siehe Kapitel 4.1) mögliche Unterkategorien zu definieren. Diese könnten z.B. an den Selbstheilungskräften oder dem Stärkerwerden einer Person ansetzen und unabhängig von der Verbalisierung von schwierigen bis traumatischen Bereichen behandelt werden. Eine dahingehende Diskussion lässt sich jedoch nur mit psychologischer bzw. psychoanalytischer Grundlage angemessen führen.

Festzuhalten bleibt weiters, dass der Rahmen, der einer Erzählperson in einem autobiographisch-narrativen Interview zur Verfügung gestellt wird, einzigartig und in der Alltagspraxis nur sehr schwer anzutreffen ist. Dort dominieren, so die ExpertInnen, der Modus der Diskussion und das Herstellen von Gemeinsamkeiten, welche das Zustandekommen einer ausgedehnten autobiographischen Erzählung verunmöglichen. Aus diesem Grund reagieren viele InterviewpartnerInnen auf eine Interviewanfrage zunächst ambivalent und erkennen erst in der konkreten Situation, *„dass dieses Setting Erinnerungsarbeit möglich macht, wie sie das nicht für möglich gehalten hätten“* (I3, S. 12).

5.2.1.1 Freies Erzählen

Der Zusammenhang zwischen dem Zustandekommen einer Stegreiferzählung (siehe Kapitel 2.3) und den soeben skizzierten Wirkmöglichkeiten autobiographischen Erzählens verliert

gemäß den ExpertInneninterviews an Brisanz. Denn durch die Anbahnung eines Interviews mittels Vorgespräch oder Vorinformation ist es für die Erzählperson gewissermaßen unmöglich, unvorbereitet in das Interview zu gehen. *„Ich muss ja irgendwie den Kontext ein bisschen beschreiben und damit geht das Interview aber schon los, ohne dass ich die erste Frage gestellt habe.“* (I2, S. 7) Jede Vorinformation seitens der Interviewperson ist daher als Teil eines autobiographisch-narrativen Interviews zu betrachten und für die Erzählperson Anlass, sich auf das Interview vorzubereiten (Überlegungen, Notizen etc.). Das Ausmaß dieser Vorbereitung wird dabei in folgenden Zusammenhang gestellt:

„Je gebildeter und je wissender und auch je engagierter der Sprecher im Hinblick auf dieses Unternehmen Interview ist, umso stärker wird der sich gedanklich oder irgendwie vorbereiten . . . Ob das dann schon Grund genug ist, um zu sagen, das ist keine Stegreiferzählung, das lasse ich jetzt mal dahingestellt.“ (I3, S. 3)

Selbst wenn die Erzählperson ihr Interview mit der Abarbeitung eines gedanklichen Konzepts beginnt und somit keine Stegreiferzählung im herkömmlichen Sinn zustande kommt, wird eine konsequent offene Haltung der Interviewperson über kurz oder lang auf die Erzählperson umschlagen und sie in ein wirklich freies Erzählen, ein Stegreiferzählen, übergehen. Dieser Wechsel ist daran zu erkennen, dass die Sprache dialektaler, die Geschichten dichter und Beziehung spürbar wird. In anderen Worten, dass *„Dinge, die zu Beginn erzählt worden sind nach einer Stunde noch einmal erzählt werden, aber anders erzählt werden, also wo das noch einmal eine ganz andere Tiefe bekommt“* (I2, S. 11).

Ganz wesentlich sind für das Hervorrufen einer freien Erzählung folglich die Gesprächshaltung der Interviewperson und das beiderseits geteilte Interesse an der Erzählung; diese Rahmenbedingungen werden in Kapitel 5.2.2 eine eingehende Betrachtung erfahren. Ab welchem Zeitpunkt dabei von einer Stegreiferzählung nach Schütze (1987) gesprochen werden kann, ist in diesem Zusammenhang nur zweitrangig.

5.2.1.2 „Die Zugzwänge des Erzählens funktionieren“

Das Einwirken der Zugzwänge einer Erzählung, wie Kallmeyer und Schütze (1977) sie formuliert haben, wird auch von den ExpertInnen beobachtet. Dies bedeutet, dass der Interviewverlauf auch für die Erzählperson überraschend sein kann, da im Vorhinein noch nicht absehbar ist, welche Erinnerungen aufgrund der einwirkenden Zugzwänge vorstellig werden (vgl. Kapitel 3.1.2). So ist es möglich, dass

„der Erzähler sich auch mal irgendwohin erzählt, wo er nicht geglaubt hat, dass er hinkommen wird, wo er noch nicht sicher ist, wie das jetzt ausgeht und wo er vielleicht unter Umständen manchmal auch ratlos ist und Gefühle entstehen, von denen er nicht wusste, dass er sie haben würde“ (I3, S. 4).

Mit dieser Form des Erzählens, so der Experte, ist man definitiv im Modus des Stegreiferzählens angelangt. Kommt die Erzählperson im Laufe ihrer Erzählung an solche Stellen, so durchlebt sie diese Situationen noch einmal, was bedeutet, dass auch die Gefühle und Affekte, seien es jene der damaligen Situation oder jene des Wiedererlebens, wahrgenommen werden (vgl. auch Kapitel 3.2). Der Vorgang des autobiographischen Erzählens erfasst somit die ganze Person, nimmt sie in Besitz und veranlasst sie zu einem Einlassen in Situationen, wie es in alltäglichen Gesprächen nicht möglich ist.

Die Ungewöhnlichkeit eines besonders starken und affektbehafteten Erlebens in der Interviewsituation ist für die Erzählperson eine Erschütterung und wird im Normalfall dem Gegenüber auch deutlich signalisiert (z.B. durch kurzes Innehalten, Weinen etc.). Nun liegt es an der Interviewperson, angemessen und empathisch auf diese Situation zu reagieren, wobei nicht eine Form von Pseudoprofessionalität sondern die Kompetenz, mit der man auch im Alltag Menschen begegnet, gefragt ist (I3, S. 9). Ein Experte gibt folgenden Ratschlag:

„Was tun? Also zunächst einmal gar nichts anderes tun als das Verstehen, dass er dort jetzt an dieser Stelle in Tränen ausbricht, zu spiegeln. Das heißt, die eigene Emotion, die ich habe angesichts eines Menschen, der im Affekt ist und der eben jetzt da seinen Tränen freien Lauf lässt. . . zu spiegeln. Dass man sagt ‚Ich verstehe das, jetzt geht’s Ihnen nicht gut‘ oder ‚Jetzt sind Sie sozusagen wahrscheinlich genau in dieser schrecklichen Situation von damals wieder, das ist ja wirklich schrecklich, ich verstehe das.‘“ (I3, S. 7)

Diese Vorgehensweise ähnelt der von Loch und Rosenthal beschriebenen *Technik des aktiven Zuhörens*, deren Anwendung sie bei Menschen in stabiler Lebenssituation anraten (vgl. Kapitel 4.1.3). Des Weiteren kann der Erzählperson zu verstehen gegeben werden, dass es in Ordnung ist, ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Dies ist der Erzählperson in der Regel nämlich ohnehin sehr unangenehm und kann daher entlastende Wirkung haben. *„Präsent sein“* (I2, S. 3) lautet das Credo eines anderen Experten, der damit zusätzliche Merkmale der in der Literatur beschriebenen Verortung in der Gegenwart aufzeigt (vgl. Kapitel 4.2.1.2). So beinhaltet das In-Kontakt-Bleiben mit der Erzählperson neben Blick- bzw. kurzem Körperkontakt auch, gegebenenfalls mit ihr zu schweigen, das Tonband abzuschalten oder explizit zu fragen *„Was brauchen Sie jetzt, wie können wir weitermachen?“* (I2, S. 3).

Wesentlich ist also, so lässt sich die praktische Vorgehensweise der ExpertInnen zusammenfassen, zum einen *„sehr, sehr genau darauf [zu] achten, welche Signale die Interviewpartner von sich aus zeigen, was sichtbar ist“* (I1, S. 7), und zum anderen *„ohne jeden Zeitdruck einfach die Geduld haben, das passieren zu lassen und es dann dem Gesprächspartner überlassen, an welcher Stelle er wieder ins Gespräch zurückfindet“* (I3, S. 7). Das Wechseln des Themas von Seiten der Interviewperson ist dabei in keinem Fall zu erwägen, die Entscheidung über die weitere Vorgehensweise obliegt einzig der

Erzählperson. Diese Notwendigkeit wird auch in der Diskussion um mögliche Risiken autobiographischen Erzählens thematisiert (siehe Kapitel 4.1.3), erhält gemäß der ExpertInnenmeinung jedoch noch zusätzliches Gewicht.

5.2.1.3 Healing Effects

Das durch den Affekt verursachte intensive Einlassen auf eine Situation birgt, wie auch Rosenthal (1995a) es beschreibt (vgl. S. 174), eine kathartische im Sinne einer reinigenden Wirkung für die Erzählperson. Bisher Ungesehenes bzw. schon lange Zeit nicht mehr Thematisiertes wird in der Erzählsituation aktualisiert, eine „gewisse Art von Erleichterung ist meistens spürbar“ (I1, S. 5). So eine Vergegenwärtigung von bislang abgetrennten bis im psychoanalytischen Sinn verdrängten Erlebnissen, und hier geht die ExpertInnenmeinung weitgehend konform mit dem theoretischen Forschungsstand, erfordert eine Reintegration des Wiederangeeigneten in „das aktuelle Ich“ (I3, S. 5); die Verdrängung kann dadurch ein Stück weit aufgehoben werden.

Die in der Literatur beschriebenen heilenden Effekte (siehe Kapitel 4.1.2) sind gemäß der ExpertInnen dabei am stärksten in jenen Interviews zu erwarten, „wo das Leid, das thematisiert wird, groß ist“ (I3, S. 20). Dies betrifft mitunter die Themen Missbrauch, Gewalt und Holocaust, die ExpertInnen sprechen von den so genannten *verletzungsreichen areas*. Doch auch bei scheinbar harmlosen Themen wie der Erfahrung mit Fitness oder den Essgewohnheiten lässt sich nicht ausschließen, dass auf Seiten der Erzählperson Verletzungen diesbezüglich vorliegen. Die ExpertInnen bekräftigen diese Annahme:

„Sie [die InterviewpartnerInnen; Anm. d. Verf.] melden sich ja oder sind bereit, das Interview zu führen, weil das Thema für sie Relevanz hat. Und die Relevanz kann ganz klar darin bestehen, dass es da ein Problem gibt. Und das kann bei jedem Thema auftauchen.“ (I1, S. 8)

„Um von Heilungseffekten zu sprechen heißt ja immer, das verletzte, das verwundete Individuum zu supponieren. Jetzt sind wir aber alle mehr oder minder verletzt und verwundet. Die Frage ist eben, ob das im Gespräch thematisch wird.“ (I3, S. 20)

Eine verallgemeinernde Aussage ist daher nicht möglich, auch wenn in bestimmten Bereichen verstärkt mit heilenden Effekten autobiographischen Erzählens gerechnet werden kann. Zudem kommt auch, so die ExpertInnen, dass ausgenommen der verletzungsreichen areas die meisten InterviewpartnerInnen ihre Erzählung bewusst nicht auf das Level von Verletzungen kommen lassen, oder anders formuliert, sie „sehr kompetent darin [sind], es emotional nicht so dicht werden zu lassen“ (I1, S. 7). Die Diskussion über heilende Wirkungen autobiographischen Erzählens bezieht sich in den Sozialwissenschaften somit nur auf einen geringen Anteil autobiographisch-narrativer Interviews.

5.2.1.4 Die kompetente Erzählperson

Als wesentlicher Knackpunkt in der Diskussion um mögliche Gefahren autobiographischen Erzählens wurde von den ExpertInnen die Zuschreibung der kompetenten Erzählperson identifiziert. Sie sprechen den Selbstschutzmechanismen und der alltäglichen Kompetenz eines Menschen, sich zu schützen, große Bedeutung zu, die die Erzählperson dazu befähigen, trotz auf sie einwirkender Erzählpflichten jederzeit innezuhalten und die Erzählung gegebenenfalls an einem anderen Punkt fortzusetzen.

„Es gibt ja Interviewpartner, die eine ganz klare Kompetenz haben, mit ihren eigenen Erinnerungen, auch den schmerzhaften Erinnerungen, umgehen zu können, die dann, wenn sie an einen Punkt kommen, wo sie merken ‚Oh jetzt tut’s aber richtig weh‘ da auch innehalten können und meinetwegen auch ein bisschen weinen können und dann sagen können ‚Das ist jetzt gut so‘. Und damit ist auch ganz klar, ‚bis hierher ist okay, und jetzt aber nicht mehr tiefer‘, da sind die Signale zum Teil sehr klar.“ (I1, S. 7)

Die Wirkmächtigkeit der Zugzwänge des Erzählens (siehe Kapitel 3.1.2) wird von den ExpertInnen somit in die Schranken gewiesen. Denn trotz fortlaufendem Einwirken ist *„diese Strömung des Flusses nicht so stark, dass der Erzähler nicht mehr ans Ufer kommt“* (I3, S. 15). Werden, wie in Kapitel 5.2.1.2 beschrieben, unerwartet auch schmerzhaftere Erinnerungen zur Sprache gebracht, so kann die Erzählperson entscheiden, ob und gegebenenfalls wie tief sie ihre Erzählung weiter entfalten möchte. Will sie ein bestimmtes Ereignis nicht thematisieren, weil z.B. die Angst davor groß ist, dann hat auch die Interviewperson keine Mittel in der Hand, diese Selbstschutzmechanismen zu umgehen. In anderen Worten, *„wenn es einen Widerstand gibt, der so stark ist, sich eine bestimmte Sache anzuschauen, hat der durchschnittlich ausgebildete Interviewer kein Mittel, um diesen Widerstand zu brechen“* (I3, S. 16). Diese Einschätzung korrespondiert mit der Abgrenzung des autobiographisch-narrativen Interviews vom therapeutischen Setting, wie Rosenthal (1995a) sie vorgenommen hat (vgl. Kapitel 1).

Im Verlauf eines durchschnittlichen Interviews passiert demnach nichts, so die ExpertInnen, was für die Erzählperson eine Gefahr darstellen könnte. Gewissermaßen als Sicherheitsschranke kann in diesem Zusammenhang auch auf die Intuition der Erzählperson vertraut werden: Diese hat nämlich normalerweise ein Gefühl dafür, welcher Interviewperson gegenüber sie ihren Erinnerungen nachgehen kann und wo sie dies besser vermeiden sollte. Ist die Interviewperson mehr an ihren Relevanzen als an jenen der Erzählperson interessiert, wird diese nicht in ein wirklich freies Erzählen, und folglich auch nicht in für sie emotional dichte Situationen gelangen. Vielmehr wird sich die Erzählperson auf das Beantworten der Fragen beschränken und insgeheim die Abmachung treffen: *„Er [der Interviewer; Anm. d. Verf.] will sein Interview nicht ordentlich führen oder er führt es so, wie er es führt, weil er es nicht besser gelernt hat und ich gebe ihm einen kompetenten, einen kongenialen, schlechten Interviewpartner, der nicht ins Erzählen kommt.“* (I3, S. 8) Ein intensives Einlassen auf

Situationen wird demnach erst durch eine offene und empathische Interviewführung möglich. In diesem Fall kann davon ausgegangen werden, so die ExpertInnen, dass die Interviewperson auch in Situationen der Erschütterung angemessen zu reagieren weiß.

Ebenso wird deutlich, dass die Erzählperson ihre Macht in Form von Erzählverweigerung oder implizitem Entscheiden über die zur Sprache kommenden Themen auszuüben vermag. Wie auch von Seiten der Interviewperson ist ihr Interesse an der Erzählung essentiell, was sie zur *gleichwertigen Gesprächspartnerin* macht (vgl. I3, S. 16).

Auf Basis dieser Überzeugung wird auch die Verantwortung der Interviewpersonen für die aus dem autobiographischen Erzählen resultierenden Wirkungen eingeschränkt. *„Wir übernehmen eine Teilverantwortung, das, was wir selbst verantworten können, verantworten wir. Aber der Erzähler verantwortet sich selbst und er verantwortet auch das, was er erzählt und wo er sich hinwagt. Dass ich ihn dorthin führe, macht mich natürlich auch zu einem Mitverantwortlichen. Wir tragen aber beide Verantwortung, geteilte Verantwortung für das Gespräch.“* (I3, S. 15)

„Ich habe nicht in der Hand, wie sie [die Erzählperson, Anm. d. Verf.] sich damit dann wirklich fühlt. Weil dafür passiert zu viel von ihrer Seite aus . . . Also ich bringe etwas zum Vorschein vielleicht oder ich stoße etwas an, aber ich mache nicht etwas mit dieser Person, was nicht schon Teil von ihr wäre.“ (I1, S. 8)

Eine Verantwortung im paternalistischen Sinn weisen die ExpertInnen zurück, doch steht außer Frage, im Falle emotional wirklich überfordernder Situationen für professionelle Hilfe zu sorgen. Angebracht ist es auch, sich nach dem Interview nochmal der Befindlichkeit der Erzählperson zu vergewissern, explizite Nachfragen wie z.B. *„Ja wie geht's Ihnen jetzt, nachdem Sie so lange erzählt haben?“* (I1, S. 9) oder eine telefonische Nachfrage tags darauf können Aufschluss darüber geben.

5.2.1.5 Nur keine Panik

Nur in den seltensten Fällen, so die ExpertInnen, verfügt die Erzählperson nicht über die soeben beschriebene Kompetenz, mit ihren schmerzhaften Erinnerungen umzugehen und an der richtigen Stelle innehalten zu können. Eine Expertin berichtet von einem einzigen Fall in 15 Jahren, in dem ein Mann erstmalig seine schrecklichen Kriegserlebnisse aus der Kindheit thematisierte und sie nicht gemerkt hatte, dass er dabei zu tief ins Erzählen eingetaucht war. *„Er hat dann irgendwo hingeschaut und hat quasi tiefenpsychologisch angefangen zu assoziieren“* (I1, S. 6), so die Expertin. Zudem wurde diese Situation durch einen Anruf mit abrupter Aufbruchsstimmung beendet, was eine intensive Ausleitphase aus dem Interview unmöglich machte. Obwohl die Expertin auch im weiteren Projektverlauf noch Kontakt mit diesem Gesprächspartner hatte, wollte er diese Form des Interviews nicht mehr

wiederholen. Für die Expertin war das das Signal „das war eindeutig zu viel“ (I1, S. 6). Aus heutiger Sicht würde sie folgendermaßen reagieren:

„Ich würde noch tiefer in die Situation reingehen, um ihn mit den Phantasien, die da in so einem Assoziierungsprozess entstehen, nicht als Phantasie stehen zu lassen sondern mit ihm gemeinsam eine Konkretheit an Erinnerung zu erarbeiten um dann mit ihm gemeinsam, mit dieser konkreten Erinnerung, wieder in die Heute-Zeit zurückzukommen. Ich glaube, das Problem war damals, dass viel angestoßen wurde, aber nicht bis in die Konkretheit detailliert werden konnte.“ (I1, S. 6f.)

Aus dieser Erfahrung heraus, deren heutige Bewältigungsstrategie das *szenische Erinnern* nach Rosenthal (2002a) beschreibt (vgl. Kapitel 4.1.3), empfiehlt die Expertin, aufmerksam zu sein, wenn viele Geschichten zwar angeschnitten, jedoch nicht erzählt werden. In diesem Fall ist es hilfreich, nach dem Einholen eines manifesten Signals von der Erzählperson mit ihr gemeinsam die Geschichten zu detaillieren bzw. immer wieder auch auf stabilisierende Bereiche ihrer Biographie zurückzukommen (vgl. *sichere Orte*, Rosenthal 2002a, S. 212). Auch die Notwendigkeit einer ausgedehnten Ausleitphase, wie sie in Kapitel 4.1.3 beschrieben wurde, wird von den ExpertInnen nochmals unterstrichen.

Doch auch gegenteilige Erfahrungen, die mit der Verbalisierung tief gehender Verletzungen einhergingen, werden berichtet. *„Also es gab eine Interviewpartnerin, die als Vierjährige aus einem Deportationszug gerettet worden ist und die die Szene sehr konkret erzählt hat, dass ihre Eltern sich nicht nach ihr umgedreht haben. Und das war eine unglaublich bewegende Szene und sie hat geweint und ich habe geweint und der ist es nachher nicht gut gegangen, weil das schon auch noch eine traumatische Schicht berührt hat. Und trotzdem hat sie das sehr geschätzt, dass jemand daran teil hat.“* (I1, S. 5)

In diesem konkreten Fall hatte sich die Erschütterung der Erzählperson während des Interviews durch somatische Beschwerden (Halsweh, trockener Hals) bemerkbar gemacht, was zu einem ihrerseits gewünschten Abbruch der Interviewsituation geführt hat. In einem Folgegespräch erzählte sie, dass nach dem Interview noch vieles in ihr hochgekommen sei, *„aber, und das war für mich das Erstaunliche, dass sie es trotzdem gut fand, dass das stattgefunden hat“* (I1, S. 6). Reaktionen wie diese sind nach dem Ansprechen von schwierigen bis traumatischen Erlebnissen keine Seltenheit, so die ExpertInnen. Diese werden in der Regel aber nicht als Bedrohung wahrgenommen.

„Es gibt dann schon auch Reaktionen, dass man eine Nacht mal nicht schlafen hat können nach dem Interview, weil einfach viel aufgewühlt worden ist und viel noch mal zum Vorschein gekommen ist. Aber in der Regel wird selbst das nicht negativ beurteilt. . . sondern eher so als Überraschung [gesehen] ‚meine Güte, was habe ich alles schon erlebt‘.“ (I1, S. 6)

Nochmal deutlich seltener als diese schwierigen Erlebnisse kommen in der sozialwissenschaftlichen Interviewpraxis Traumata im psychoanalytischen Verständnis zur Sprache; aber, so berichtet ein Experte, sie kommen vor. *„Also dass durch das Erzählen etwas auftaucht, wo ein Zugang gefunden wird zu etwas, wo der Zugang vorher durch die Heftigkeit der Emotionen und der Affekte verschlossen war . . . mit Sicherheit ist das natürlich dann eine noch stärkere Intervention in dieses Leben beziehungsweise der Erzähler/die Erzählerin hat an dieser Stelle ein enormes Erlebnis.“* (I3, S. 5)

Eine solch affektbeladene Erschütterung kann im konkreten Fall auch Anlass für weitreichende Veränderungen im Leben der Erzählperson sein (z.B. ein Zur-Anzeige-Bringen eines sexuellen Missbrauchs). Auch wenn ein solches Vorgehen viele neue Verletzungen und indes die Möglichkeit einer Retraumatisierung bergen kann, wäre dieses wohl als *„Maximum an Auswirkung auf die Lebensführung“* (I3, S. 6) zu werten. Durch das bloße Verbalisieren dieses Ereignisses im autobiobiographisch-narrativen Interview ist die Gefahr einer Retraumatisierung jedoch nicht gegeben. Denn diese liegt nur dann vor, so der Experte, wenn *„das Opfer von Gewalt – physischer Gewalt, sexueller Gewalt, struktureller Gewalt – in der Situation wieder Opfer wird, das heißt in der Situation eine letztlich wehrlose Ausgeliefertheit der übermächtigen Gewalt eines anderen, welcher Art auch immer, wieder erlebt wird“* (I3, S. 17). In einer Interviewsituation ist dies nahezu unmöglich, sofern das Interview nach *„den Kriterien von Egalität, von Kommunikativität, von Offenheit und mit einem hoffentlich sensiblen Gesprächspartner geführt wird“* (I3, S. 18). Vehement spricht sich der Experte gegen eine Inflationierung des Traumabegriffs und den damit einhergehenden Zweifeln an der Durchführung autobiographisch-narrativer Interviews aus.

In den übrigen ExpertInneninterviews kommt dem Verbalisieren von Traumata nur ein geringer Stellenwert zu, was zum einen auf das äußerst seltene Vorkommen solcher Erfahrungen in den Sozialwissenschaften und zum anderen auf den nicht-therapeutischen Hintergrund der ExpertInnen schließen lässt.

Forscht und arbeitet man in verletzungsreichen Bereichen (siehe Kapitel 5.2.1.3), so ist eine Auseinandersetzung mit dieser Thematik in jedem Fall unerlässlich. Zudem ist eine zusätzliche Beschäftigung mit theoretischen Konzepten ratsam. *„Vor allem ein theoretisches Wissen über das Verhältnis zwischen dem Imaginären und dem Symbolisierten, dem, was in Sprache oder in Körper ausdrückbar ist, und dem, was wirklich war“* (I3, S. 22) fordert ein Experte ein; seine Verneinung der Korrespondenz von Erlebens- und Erzählstrukturen ist evident. Lässt man dieses Verhältnis unbeachtet, so argumentiert er, ist die Interviewperson *„hilflos der Erfahrung ausgeliefert, dass Menschen sich etwas vorstellen zum Beispiel, etwas erinnern, was aber so nicht stattgefunden hat. Und dass das, wie sie es erinnern, wie sie es sich vorstellen aber ganz viel Bedeutung hat und gewinnt.“* (I3, S. 22) Eine Hilfestellung diesbezüglich sieht er in psychoanalytischen Theorien gegeben; auch die Diskussion in einer Gemeinschaft von InterpretInnen, die unterschiedlichen Berufsgruppen angehören, kann ratsam sein.

Insgesamt sind die Aussagen der ExpertInnen zu möglichen Gefahren autobiographischen Erzählens im Vergleich zu seinen Potenzialen verschwindend gering. Die Forschungsergebnisse von Loch (2002, 2008) und Rosenthal (2002a) sind daher einmal mehr in ihrem jeweiligen Kontext, die zweifelsohne sensible Forschungsbereiche darstellen, zu sehen.

5.2.2 Die Interaktion als konstitutives Element

Wesentlich mehr Aufmerksamkeit als in der Literatur erhält in den ExpertInneninterviews die autobiographische Erzählung als Interaktion. Wird in der Theorie vorwiegend auf Techniken und Regeln einer biographisch-narrativen Interviewführung abgestellt, wird in der Praxis die Wichtigkeit einer vertrauten Interviewsituation mit gleichwertigen GesprächspartnerInnen unterstrichen. Denn diese sind nicht nur für das Zustandekommen einer autobiographischen Erzählung konstitutiv sondern beeinflussen durch ihre Person auch den Inhalt der Erzählung.

„Also ich glaube einfach schon, dass das Zwischenmenschliche da auch sehr stark reinspielt in das Interview, was überhaupt erzählt wird und wie das erzählt wird. Und dass das auch eine Rolle spielt, ob man als Mann oder als Frau kommt, je nachdem, was dann die interviewte Person erzählt. Also man hat da sicher einen Einfluss.“ (I4, S. 7)

Wie schon in Kapitel 5.2.1.1 erläutert, wird bei der Anbahnung eines Interviews nolens volens immer schon so viel Information mitgeliefert, dass die interviewte Person sich gedanklich oder auch mittels Notizen auf das Interview vorbereiten wird. Das hat ebenso zur Folge, *„dass die Person, die ich interviewe immer schon ein Bild von mir und einen Eindruck von mir [hat], bevor ich überhaupt dahin komme“* (I2, S. 3). Sie schreibt der Interviewperson gewissermaßen eine Rolle zu, die diese vorerst nicht verändern kann und die bestimmt, welche Geschichten erzählt werden. Diese Erzählung ist jedoch nur eine situative Wahrheit, so der Experte, die sich verändern wird, wenn über Wochen und Monate ein Vertrauensverhältnis zwischen der Interview- und der Erzählperson entsteht.

Ebenso relevant kann es sein, wie folgendes Fallbeispiel veranschaulicht, nicht zur selben Region wie die Erzählperson zu gehören: *„Da war es natürlich total spannend einerseits, was sie vor der Kamera erzählt haben und was sie dann mir erzählt haben, wenn die Kamera aus war . . . als jemand, der nicht zum regionalen Gedächtnis dazu gehört, der von außen kommt, der aus Wien kommt und der nachher wieder wegfährt“* (I2, S. 14). In diesem Fall wurden dem Experten in seiner Funktion als externen Berater wesentlich persönlichere Dinge als den InterviewerInnen vor Ort erzählt.

Der Rollenzuschreibung seitens der Erzählperson gilt es sich also sowohl in der Interviewsituation als auch in der anschließenden Auswertung bewusst zu sein und deren Einfluss auf die Interpretation zu berücksichtigen. Dies findet nach Ansicht der ExpertInnen bislang viel zu wenig statt: *„Letztlich eskamotieren sich gegen alle Regeln die Leute dann*

schon sehr stark selbst raus. Also das ist dann ein Text, den jemand über seine Geschichte erzählt und der Interviewer kommt nicht mehr vor in dem Text.“ (I3, S. 14) Durch die implizite Rollenzuschreibung und weitere Faktoren wie Alter, Geschlecht und Regionszugehörigkeit ist die Interviewperson jedoch auch wesentliche Bedingung des Besprechbaren, sodass die Frage stets lauten muss: *„Warum ich, warum im Gespräch mit mir an dieser Stelle das?“* (I3, S. 14) Auf diesem Weg kann in der anschließenden Auswertung beispielsweise festgestellt werden, dass die Erzählperson die Interviewperson aufgrund ihres Alters und Geschlechts vorwiegend als potenziellen Lebenspartner bzw. potenzielle Lebenspartnerin und weniger als ihr Kind adressiert, was wiederum andere Erzählungen zur Folge gehabt hätte. Die Interviewperson beeinflusst somit auch durch ihre körperliche und geschlechtsspezifische Präsenz bis zu einem gewissen Grad den Inhalt der Erzählung.

Dass diese Interaktionseffekte, die in der Literatur zum narrativen Interview noch weitgehend unbeachtet bleiben, von der Interviewperson jederzeit überblickt werden können, wird von den ExpertInnen negiert: *„In bestimmten Phasen spürt man es sehr stark, in anderen vergisst man es vielleicht wieder oder nimmt es nicht wahr, und manchmal setzt man es auch ein, klar“* (I3, S. 14). Eindeutig herausarbeiten lassen sich solche Effekte erst in der anschließenden Analyse, wobei auch hier eine Gemeinschaft von InterpretInnen angeraten wird.

5.2.2.1 Nähe und Distanz

Wie bereits mehrfach thematisiert, ist für das Zustandekommen einer freien Erzählung eine emphatische Haltung seitens der Interviewperson essentiell. Erst dadurch wird der Erzählperson auch jenes Potenzial eröffnet, das dem Verbalisieren für sie unerwarteter und eventuell emotional schwieriger Erlebnisse innewohnt. Das In-Beziehung-Treten mit der Erzählperson verlangt dabei nicht nur ungeteilte Aufmerksamkeit, wie sie auch in der Literatur als wichtige Komponente eines gelingenden autobiographisch-narrativen Interviews beschrieben wird (siehe Kapitel 2.4.3), sondern stellt für die Interviewperson mitunter eine große Anstrengung dar. *„Wenn ich dafür verantwortlich bin, dass die Person erzählt, für sich gut erzählt, dass man da in Beziehung tritt, gebe ich ja sehr viel von mir her und ich bin nachher immer völlig groggy“* (I2, S. 11). Eine andere Expertin dazu: *„Ich bin nämlich nachher fix und fertig . . . durch das intensive sich auf jemand anderen Einlassen ohne dabei die Distanz zu verlieren“* (I1, S. 8).

Ebenso wichtig wie das In-Beziehung-Treten mit der Erzählperson ist es, so die ExpertInnenmeinung, zugleich auch das richtige Maß an Distanz zu wahren. Diese Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz wird dabei als ein Zeichen von Professionalität gewertet: *„Das macht die Professionalität aus, intensiv und emotional nachvollziehen zu können, was jemand anderer erlebt hat und gleichzeitig aber nicht Vermischungen mit der eigenen Befindlichkeit, Verbrüderungen oder falsche Freundschaften zu produzieren. Das*

erfordert hohe Konzentration und Reflexion, Selbstreflexion, Beobachtung von mir und von der anderen Person“ (I1, S. 8)

Auch einen guten Ausstieg aus dem Interview und der darin entstandenen Beziehung zu finden, ist nicht banal; bei mehrmaligen Interviewterminen wird dies zunehmend schwieriger. Eine ständige Reflexion der eigenen Grenzen ist erforderlich, sind doch die durch die Erzählungen entstandenen Beziehungen im Nachhinein nicht alle lebbar. Vielmehr ist darauf zu achten, so ein Experte, *„dass ich dann auch wieder gehen kann, dass ich mir die ganzen Schuhe nicht anziehe, die mir da serviert werden“ (I2, S. 12).*

Dafür kann es hilfreich sein, schon in der Anbahnung des Interviews die Rolle der Interviewperson, das Setting sowie die Rahmenbedingungen klar abzustecken. Auch das Interesse der Interviewperson an dem Projekt kann offen gelegt werden, da es dem Entstehen einer von Offenheit und Vertrauen geprägten Interviewsituation entgegenkommt. Die Notwendigkeit der zeitlichen Eingrenzung des Interviewsettings wird von den ExpertInnen different gesehen: Während die Festlegung des zeitlichen Rahmens von einigen als Hilfestellung für einen guten Ausstieg aus der Interviewsituation erachtet wird, plädieren andere gemäß einer adäquaten Möglichkeit zur Entfaltung der Lebenserzählung für das Offenlassen der Erzählsituation. Rosenthal (2002a) ist in diesem Zusammenhang ersteren zuzuordnen, möchte sie doch garantiert wissen, der Erzählperson eine umfangreiche und sichere Ausleitphase aus der Erzählung gewährleisten zu können (vgl. S. 213). Dieses Argument erscheint in der Diskussion um mögliche Wirkungen autobiographischen Erzählens als triftig.

Neben einer von Nähe und Distanz geprägten Interviewsituation gilt es für eine gelingende Interaktion auch, so die ExpertInnen, die Grenzen der Erzählperson zu respektieren sowie die eigenen zu reflektieren (siehe Kapitel 5.2.2.2 und 5.2.2.3).

5.2.2.2 Grenzen des anderen respektieren

In einem autobiographisch-narrativen Erzählsetting ist es unumgänglich, wie auch in Kapitel 4.2.1.1 herausgearbeitet wurde, den Signalen der Erzählperson große Aufmerksamkeit zu schenken und sich während der Erzählung an ihren Schutz- und Reparaturmechanismen zu orientieren; darin stimmen auch die ExpertInnen überein.

Die Grenzen der Erzählperson zu respektieren beginne jedoch schon vor einem Interview, so die ExpertInnenmeinung. Eine korrekte Vorinformation, auf jeden Fall mit grober Kontextbeschreibung und Erläuterung des Settings, muss gegeben werden, *„damit sich die Person auch auskennt und die Person überhaupt zusagen kann, dass sie das Gespräch macht.“ (I4, S. 15)* Nur so ist für die Erzählperson eine geeignete Grundlage gegeben, sich für oder gegen das Interview zu entscheiden. Das Prinzip der Freiwilligkeit, so wird es von allen InterviewpartnerInnen unterstrichen, ist dabei in jedem Fall hoch zu halten. Auch wirkt

eine gute Vorinformation falschen Erwartungen seitens der Erzählperson entgegen: *„Das finde ich was ganz, ganz Wesentliches dafür, dass da nicht Erwartungen entstehen, die ich dann nicht erfüllen kann.“* (I2, S. 14)

Die erforderliche Orientierung an den Grenzen der Erzählperson bedeutet weiters, ihre Intimität zu wahren und ein mehrmaliges Nachfragen zu Themen, die die Erzählperson nicht detaillieren möchte, zu vermeiden. Auch tiefenpsychologische Fragestellungen sind fehl am Platz. Vielmehr sollten sich auch die Nachfragen an gesellschaftlichen Kriterien orientieren und erzählgenerierend gestellt werden. *„Ich will Geschichten hören“*, so ein Experte, *„das heißt, nach konkreten Geschichten nachfragen, nach Erfahrungen nachfragen, die Wie-Frage ist zwar auch nicht erlaubt und trotzdem habe ich die Erfahrung gemacht, wenn man nach dem Wie fragt, kommen ja Geschichten“* (I2, S. 8). Die Entscheidung, auf welche Fragen die Erzählperson näher eingeht, liegt auch trotz Einwirkens der Zugzwänge bei ihr (siehe Kapitel 5.2.1.4); dieses Gefühl darf ihr zu keinem Zeitpunkt der Erzählung abhandenkommen.

Für die Interviewperson bedeutet dies, keinen Druck auf die Erzählperson auszuüben und Nachfragen zu für sie besonders interessant erscheinende Aspekte auf die Phase des exmanenten Nachfragens zu verlegen. Auch ist es wesentlich, dass die Erzählperson sich nicht in der Position glaubt, eine Leistungsgeschichte abliefern zu müssen; dies ist vor allem in Erzählsettings mit mehreren Personen (z.B. in einem Gesprächskreis) ein nicht zu unterschätzender Aspekt. In autobiographisch-narrativen Einzelinterviews kann eine präzise Vorinformation dieser Gefahr entgegenwirken.

5.2.2.3 Eigene Grenzen reflektieren

Erstaunlich oft wird in den ExpertInneninterviews neben den Grenzen der Erzählperson auch die Reflexion der eigenen Grenzen angesprochen. So berichtet ein Experte von einem Fallbeispiel, in dem die autobiographische Erzählung an mehreren Stellen unterbrochen werden musste, da die Erzählerin ihm die Rolle eines Therapeuten zuschrieb und er diese zurückweisen musste: *„Ich bin hier ein Interviewer, ich bin hier kein Therapeut.“* (I3, S. 10) Anhand dieses Beispiels wird deutlich, dass selbst eine gute Vorinformation keine Garantie dafür ist, dass nicht falsche Erwartungen gestellt werden. Daher gilt es auch in der Interviewsituation, das narrative Erzählsetting im Auge zu behalten und dessen Rahmenbedingungen gegebenenfalls auch erneut zu klären.

In der Reflexion dieses Interviews konnte schließlich herausgearbeitet werden, so der Experte, dass das autobiographisch-narrative Interview in seiner Anlage nicht ganz zu Unrecht *„das Fake eines optimalen Therapeuten“* (I3, S. 11) produziert, denn die Interviewperson hat gewissermaßen jene Rolle, *„die alles versteht, die geduldig zuhört und die ganz viel Zeit hat“* (I3, S. 11).

Neben der Reflexion des Settings gilt es auch zu überlegen, so die ExpertInnen, in welchen Themenbereichen man als Interviewperson die für eine autobiographische Erzählung notwendige Nähe zur Erzählperson aufbauen kann und wo man eventuell emotionale Schwierigkeiten haben könnte (z.B. Interviews mit Nationalsozialisten, mit Sterbenden). Sich auch dieser persönlichen Grenzen, die für jede Person andere sind, bewusst zu sein, wird von den ExpertInnen hervorgehoben. *„Also ich finde es wichtig, sich darüber auch immer wieder mal in der kollegialen Supervision, wo auch immer, auszutauschen und klar zu werden, wo sind auch meine Grenzen und was tue ich mir an, was tue ich mir nicht an.“* (I2, S. 20)

Die Reflexion der eigenen Interviewpraxis, sei es in einer InterpretInnengemeinschaft, mit KollegInnen oder durch externe Personen, kann gemäß der ExpertInnen nicht überbewertet werden. Dieser Aspekt bleibt in der derzeitigen Literatur noch unbeachtet.

5.2.2.4 Grenzen der Methode

Abschließend geben die InterviewpartnerInnen zu bedenken, dass auch der Einsatz des autobiographisch-narrativen Interviews an Grenzen stößt. Wie schon erwähnt, handelt es sich bei dieser Interviewform nicht um ein therapeutisches Setting und darf auch nicht als solches angewandt werden. Weiters gilt es, so die ExpertInnen, die jeweiligen Vorerfahrungen der Erzählperson mit der Methode und dem autobiographischen Erzählen als solches zu reflektieren. Ein Experte erinnert sich:

„Deshalb war es ja auch teilweise schwierig, nach 1989 in den Ländern des ehemaligen Ostblocks solche Projekte durchzuführen, weil sie ganz schnell Stasi assoziiert haben und das war die Erfahrung mit, sage ich jetzt mal, biographischen Daten und mit biographischen Befragungen, das war Geheimdienst.“ (I2, S. 15)

Aufgrund solcher Vorerfahrungen entscheiden sich viele InterviewpartnerInnen erstmals gegen eine Teilnahme an autobiographisch-narrativen Interviews. Das Misstrauen in deren Anonymität, die Zuschreibung der Interviewperson als Repräsentantin des Staates, die Angst vor einer möglichen Demaskierung, diese und ähnliche Ängste haben viel mit der jeweiligen Vorerfahrung der Erzählperson zu tun und müssen von der Interviewperson mit reflektiert werden. Auch Rosenthal (2002a) gibt den für bestimmte Menschen möglichen Konnex des Interviews mit einer Verhörsituation zu bedenken und pocht auf dessen Auflösung (siehe Kapitel 4.2.2).

Eine Zumutung kann jedoch nicht nur die Interviewmethode, sondern auch, wenn auch nur selten, das autobiographische Erzählen an sich darstellen: *„An ein Beispiel erinnere ich mich: Da ist eine Frau, die hat halt ihr ganzes Leben im Einzelgehöft verbracht, ja also wenig Sozialkontakte, die ist noch nie in ihrem Leben befragt worden. Und jetzt soll sie auch noch vor der Kamera über ihr Leben erzählen und der ging's nicht so gut.“* (I2, S. 15)

Auch wenn weitgehend davon ausgegangen werden kann, dass *„grundsätzlich ja die meisten Leute gerne erzählen und dass sie es ja schätzen, wenn sie mal für ihre Geschichten auch Aufmerksamkeit bekommen“* (I2, S. 17), so dürfen diese und weitere Grenzen des autobiographisch-narrativen Interviews in einer Diskussion um mögliche Wirkungen für die Erzählperson nicht unbeachtet bleiben.

5.2.3 Verwendung des Interviewmaterials

In den ExpertInneninterviews wird hinsichtlich der Wirkmöglichkeiten autobiographisch-narrativer Interviews noch ein zusätzlicher Aspekt aufgezeigt, der in diesem Kontext bislang noch nicht diskutiert wurde. So kann auch die Verwendung des Interviewmaterials weit nach der konkreten Erzählsituation noch Rückwirkungen auf die Erzählperson bzw. deren Familie haben.

Konkret zeigt ein Experte dieses Spannungsfeld auf, in dem man sich als Interviewperson zwischen wissenschaftlichem Nutzen der Erzählung für das Projektvorhaben und praktischem Nutzen der Erzählung für die Erzählperson befindet. Diese Diskrepanz kann dabei schon bei scheinbar banalen Schritten wie jenem der Transkription schlagend werden. Denn spielt man der Erzählperson eine wortwörtliche Transkription mit allen parasprachlichen und nonverbalen Elementen, wie sie die sequenzanalytische Auswertung eines narrativen Interviews erfordert, zurück, so wird diese vermutlich, da die gesprochene Sprache keinesfalls ihren üblichen Lesegewohnheiten entspricht, einer Veröffentlichung des Gesagten nicht zustimmen. Ähnlich verhält es sich mit dem Einsatz von Dialekt und Hochsprache: Wird das Transkript der Erzählperson im Dialekt verfasst, darüber jedoch in Hochdeutsch geschrieben, so kann dies von der interviewten Person als Kränkung im Sinne einer Bloßstellung empfunden werden.

Doch nicht nur der formale Umgang mit dem Interviewmaterial gibt Hürden auf. Auch das Vertrauensverhältnis, das vor allem in längerfristigen Interviewanlagen mit der Erzählperson aufgebaut wird, kann sich als Hindernis in der anschließenden Interpretation der Erzählungen herausstellen. Denn wenngleich man eine vertraute Interviewsituation herstellt, gibt der Experte zu bedenken, dass *„eine wie auch immer Öffentlichkeit ja als dritte Person immer auch beim Interview schon mit dabei [sitzt]“* (I2, S. 18). Der *„Schatten der Zukunft“* (I2, S. 18), den eine autobiographische Erzählung mit fremden Personen im Alltag in der Regel nicht hat, ist in der Interviewsituation vorhanden.

Um diesen forschungspraktischen Gefahren zu entkommen, formuliert der Experte für ihn folgendes Grundprinzip: *„Wenn ich jetzt mit Interviews arbeite und über die arbeite, dann sage ich einmal gilt für mich der Grundsatz, auch wenn die Leute das dann nicht wieder lesen, was ich über sie schreibe, ich muss mir immer vorstellen, dass sie es doch lesen und ich muss mir vorstellen können, dass ich das auch face-to-face dem sagen könnte und sie müssten damit halbwegs können.“* (I2, S. 5)

Es gilt also zu bedenken, dass auch durch die weitere Verwendung des Interviewmaterials über die Erzählsituation hinaus noch Verletzungen für die Erzählperson entstehen können. Aber, so die Einschätzung der ExpertInnen, *„der durchschnittliche sozialwissenschaftliche Interviewer hat Gott sei Dank eine ziemliche Angst davor, etwas anzurichten und hält sich sehr stark zurück in dem Sinne, dass er Deutungen, Interpretationen abliefert, wo er sich zu weit hinauslehnt oder und wo dann die Gefahr, dass sie verletzend sind, groß ist“* (13, S. 6).

Dem soeben skizzierten Verletzungspotenzial sind aber auch die positiven Effekte der weiteren Verwendung von Lebenserzählungen beizustellen. So wird es von den Erzählpersonen zumeist als große Anerkennung empfunden, ihre Lebensgeschichten z.B. im Rahmen einer Publikation veröffentlicht zu wissen. Auch die Möglichkeit eines darauf folgenden innerfamiliären Dialogs, wenn Kinder ihre Eltern in völlig neuem Licht sehen, wird hervorgehoben.

6 Zusammenfassung der Ergebnisse

Wie die Aufarbeitung des Forschungsstands und darauf aufbauend die Ergebnisse der empirischen Untersuchung gezeigt haben, bedarf die Frage nach den aus einer autobiographischen Erzählung resultierenden Wirkungen für die Erzählperson einer komplexen Betrachtung. Sowohl die Nähe der Fragestellung zum Gegenstandsbereich der Psychologie sowie die Notwendigkeit des Rückgriffs auf für diese Problemstellung relevante erzähltheoretische Erkenntnisse galt es in einem geeigneten Maß auszubalancieren; eine intensive Behandlung dieser Thematik in beiden Forschungsbereichen kann dabei nicht ersetzt werden.

Nachdem die Fragestellung vom diagnostischen und therapeutischen Bereich abgegrenzt worden ist, wurde fortan die in den Sozialwissenschaften geführte Diskussion rund um das autobiographisch-narrative Interview nach Schütze (1983) aufgenommen. Dieses bietet, wie der Überblick zum formalen Aufbau der Interviewform zeigte (siehe Kapitel 2.4.3), einen einzigartigen Rahmen für die Entfaltung einer autobiographischen Erzählung, in der die gesamte Lebensgeschichte bzw. Teile dieser fokussiert werden. Lässt sich die Erzählperson, begünstigt durch eine offene, vertrauensvolle und empathische Interviewführung, auf einen Erzählfluss ein, so werden zunehmend mehr und auch dichtere Erinnerungen vorstellig. Diese Dynamik erhält die Erzählung zum einen durch die Orientierung an den kognitiven Figuren des Stegreiferzählens (siehe Kapitel 3.1.1), zum anderen durch die auf die Erzählperson wirkenden Zugzwänge (siehe Kapitel 3.1.2), die der Erzählung als Ordnungsprinzipien auferlegt sind. Auch wenn die auf den kognitiven Figuren basierende Annahme einer strukturalen Affinität von Erlebens- und Erzählstrukturen nicht von allen ExpertInnen geteilt wird, so gibt es hinsichtlich des Zustandekommens der Zugzwänge des Erzählens, und folglich eines für die Erzählperson tragenden Erzählflusses, Übereinstimmung. Diese Dynamik ist sowohl für die Erzähl- wie für die Interviewperson spürbar und wird auch auf erzähltheoretischer Ebene des Textes sichtbar.

Durch diese, dem autobiographischen Erzählen innewohnende, Dynamik werden der Erzählperson auch Erlebnisse gegenwärtig, die sie bislang an den Rand der Erinnerung gedrängt bzw. schon lange Zeit nicht mehr thematisiert hat; auch ausgeblendete bis im psychoanalytischen Sinn verdrängte Ereignisse können auf diesem Weg zum Vorschein kommen und gewissermaßen noch einmal durchlebt werden. Das Zurückgewinnen dieser Erinnerungen ist mit starken Affekten verbunden und hat das Potenzial, neue Perspektiven über sich selbst, mit anschließender Reorganisation und Integration dieser Erlebnisse in die biographische Gesamtsicht, zu eröffnen (siehe Kapitel 4.1.1). Vor allem das Verbalisieren von emotional schwierigen Erinnerungen birgt in dieser Hinsicht nicht selten eine spürbare Erleichterung für die Erzählperson; heilende im Sinne von integrierenden Effekten sind nicht auszuschließen.

Nur in seltenen Fällen kommen in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis auch Spuren traumatischer Erinnerungen zur Sprache; wesentlich sind in diesem Fall ein Akzeptieren und Orientieren an den Schutz- und Reparaturstrategien der Erzählperson sowie die Aufrechterhaltung der Distanz von Gegenwart und Vergangenheit (siehe Kapitel 4.2.1.1). Diese Vorgehensweise hilft dabei, ein mögliches Abgleiten der Erzählperson in die damalige Situation zu vermeiden (siehe Kapitel 4.2.1.2). Es kann jedoch auch in diesem Fall davon ausgegangen werden, so Rosenthal (vgl. 1995a, S. 171) und Loch (vgl. 2002, S. 235), dass die Abwehrmechanismen der Erzählperson die Erinnerung an solche Erlebnisse nur insoweit zulassen, als sie keine Bedrohung für die psychische Stabilität der Erzählperson darstellen; auch die ExpertInnen unterstützen diese These (siehe Kapitel 5.2.1.5). Ebenfalls wird anhand der ExpertInneninterviews deutlich, dass schwierige bis traumatische Erlebnisse in der Praxis nur in einem Bruchteil der autobiographisch-narrativen Interviews zur Sprache kommen; die diesbezüglichen Forschungsergebnisse von Loch (2002, 2008) und Rosenthal (1995a, 2002a) sind daher in ihrem jeweiligen Kontext, die zweifelsohne sensible Forschungsbereiche darstellen, zu sehen.

Im Normalfall, so die ExpertInnen, gelangen autobiographische Erzählungen nicht auf diese Ebene; zu stark ist die Kompetenz der Erzählperson, sich zu schützen und emotional dichte Situationen zu vermeiden (siehe Kapitel 5.2.1.4). Die Zugzwänge der Erzählung sind zwar eindeutig zu spüren, sie sind jedoch nicht so stark, dass die Erzählperson sie nicht jederzeit durchbrechen und die Erzählung in eine andere Richtung leiten könnte (siehe Kapitel 5.2.1.2). Die empirische Untersuchung relativiert somit die in Kapitel 3 erläuterten erzähltheoretischen Grundlagen des autobiographisch-narrativen Interviews, indem sie deren Existenz bestätigt, deren Wirkungsbereich und Stellenwert in der Praxis jedoch erheblich einschränkt. Viel stärker werden diese Prozesse auf der Ebene des Erzähltextes denn in der konkreten Interviewsituation deutlich.

Wesentlich mehr Bedeutung kommt durch die empirische Untersuchung der Interviewsituation als Interaktion zu: So sind es die Grenzen der Erzählperson, die es zu respektieren gilt (siehe Kapitel 5.2.2.2), die eigenen Grenzen, die zu reflektieren sind (siehe Kapitel 5.2.2.3) und die Grenzen der Methode (siehe Kapitel 5.2.2.4), ohne deren Angemessenheit eine autobiographische Erzählung nur schwer zustande kommt. Auch den weiteren Umgang mit den Erzähltexten gilt es zu reflektieren; das Angehören einer InterpretInnengemeinschaft bzw. die Reflexion in kollegialer Supervision kann während des gesamten Forschungsprozesses eine Unterstützung sein.

6.1 Schlussfolgerungen

Autobiographische Erzählungen stellen im Normalfall eine bereichernde und wertschätzende Erfahrung für die interviewten Personen dar. Durch den Erzählvorgang haben diese die Chance, sich selbst zu reflektieren, neue Perspektiven zu erkennen und gegebenenfalls neue Orientierungsmuster zu erschaffen. Dieses Potenzial ist unabhängig von der Schwere

der in der Erzählung thematisierten Bereiche und der Erzählung allein durch deren situativen Charakter gegeben. Ein Lernen auf Seiten der Erzählperson ist somit in jedem Fall möglich.

In emotional dichten Erzählungen ist diese Lernerfahrung noch in gesteigertem Maß erfahrbar. Wenngleich, wie die ExpertInnen hervorheben, in solchen Situationen auf die persönliche Schutzfunktion der Erzählperson vertraut werden kann, obliegt es der Verantwortung der Interviewperson, angemessen darauf zu reagieren. *„Zu jeder guten Ausbildung im narrativen Interview gehört [es] . . . in emotional dichten Situationen nicht sprachlos, erschrocken, starr, ausweichend, abwehrend, inadäquat zu reagieren, sondern in solchen Situationen zumindest eine rudimentäre Vorstellung davon zu haben, was für die Interviewpartner angenehm sein könnte, adäquat sein könnte und das vorher auch ausprobiert zu haben“* (I2, S. 8).

Diese Kompetenz erfordert eine Kombination von fundierter Ausbildung, praktischer Anwendung und Selbstreflexion und ist nur durch ein ständiges Wechselspiel dieser Komponenten zu gewährleisten. Trotz geteilter Verantwortung für die Erzählung (siehe Kapitel 5.2.1.4) muss sich auch die Interviewperson ihres Anteils bewusst sein, stellt doch diese Form der Erzählung in jedem Fall eine *Intervention* für die Erzählperson dar (vgl. Rosenthal 2002a, S. 226).

Ein Mehrwert dieser Interviewmethode wird jedoch nicht nur auf Seiten der Erzählpersonen, sondern auch von den Interviewpersonen wahrgenommen: *„Der Mehrwert liegt für mich darin, dass ich irritiert werde . . . dass mir Dinge erzählt werden, die mich überraschen, wo Kategorien, die ich im Kopf habe, in Unordnung geraten.“* (I2, S. 9) Auch implizite Orientierungsmuster, Relevanzsetzungen und Machtstrukturen kommen zum Vorschein. *„Was ich bestechend finde ist, dass eine Form von Komplexität zum Vorschein kommt, in welcher Weise sich Gesellschaftsmitglieder an ihren eigenen Erfahrungen orientieren und damit sichtbar wird, wie Gesellschaft funktioniert . . . das hat mich immer fasziniert.“* (I1, S. 2)

Insgesamt birgt eine autobiographische Erzählung für die Erzählperson bei weitem mehr Chancen als ihr Risiken innewohnen; auch von den Interviewenden wird sie in der Regel als *Geschenk an die Interviewten* erlebt (vgl. I1, S. 8). Vor diesem Hintergrund, und auch vor einer zunehmenden Notwendigkeit autobiographischer Selbstreflexion, ist eine breite Anwendung des autobiographisch-narrativen Interviews in den Sozialwissenschaften nur wünschenswert.

6.2 Identifizierung des Handlungsbedarfs

Autobiographisches Erzählen wird sowohl in alltäglichen wie in therapeutischen Settings zunehmend wichtiger. Diese Annahme wurde auch von den ExpertInnen bestätigt: *„they are longing for, obviously“* (I3, S. 26). Die Diskontinuität der Lebensläufe, die Wechsel und Brüche ebenso wie die zunehmende Pluralität an Möglichkeiten verlangen auch in jungen

Jahren schon eine verstärkte Selbstreflexion, ein Bilanzieren einzelner Lebensphasen sowie eine Neuorientierung nach einschneidenden Veränderungen. Zugleich ist eine zunehmende Thematisierung und Kommerzialisierung der Biographie in der Öffentlichkeit, nicht zuletzt in Fernsehdokumentationen und Talkshows, zu erkennen. Die Zweiseitigkeit daran ist, so ein Experte, dass dadurch „*teilweise gesellschaftlich ein Biographieverständnis [entsteht], wo Leute glauben, sie müssen ihre Intimitäten ausbreiten, also über erste sexuelle Erfahrungen reden, über Scheidungserfahrungen und, und, und. Und das finde ich ist echt eine Tyrannei der Intimität.*“ (I2, S. 19)

Dass die autobiographische Erzählung im Alltag aufgrund verschiedener Rahmenbedingungen nicht über dieselben Wirkungen wie das Erzählsetting im autobiographisch-narrativen Interview verfügen kann, wurde in dieser Arbeit herausgearbeitet. Dennoch ist zu vermuten, dass gerade das grundlegende Potenzial von Anerkennung, Wertschätzung und Orientierung, das in der autobiographischen Erzählung auch unabhängig vom Zustandekommen einer Stegreiferzählung festgestellt werden konnte (siehe Kapitel 5.2.1), auch anderen Erzählsettings innewohnen kann; als Beispiele wurden in der empirischen Untersuchung der Erzählkreis sowie das auf autobiographischem Erzählen basierende Coaching diskutiert. Nun gilt es, abgesehen vom explizit therapeutischen Setting, noch weitere Formen autobiographischen Erzählens zu überlegen, die sowohl der Notwendigkeit von autobiographischem Mitteilen gerecht werden, zugleich jedoch von jeder Art der Kommerzialisierung der Biographie Abstand nehmen. Ein Identifizieren der diesen Settings innewohnenden Wirkmöglichkeiten lässt einen spannenden Vergleich erwarten.

Ebenfalls erforderlich ist in diesem Zusammenhang nicht nur die Identifikation und Konzipierung neuer Erzählsituationen, sondern auch die Reflexion des Einsatzbereichs bereits bestehender Settings. So stößt das autobiographisch-narrative Interview neben den in Kapitel 5.2.2.4 aufgezeigten Grenzen auch bei Personen in akuten Lebenskrisen (siehe Kapitel 4.2.2) und bei Menschen, in deren Erzählung „die Differenzen zwischen Erleben und Phantasie verschwimmen“ (Loch 2002, S. 246), an seine Grenzen; Ansätze dieser Diffusion beobachtet Loch bei (ehemals) Drogen konsumierenden und magersüchtigen Menschen (vgl. 2002, S. 246). Dies soll jedoch keine geschmälerete Anwendung des autobiographisch-narrativen Interviews zur Folge haben, sondern vielmehr, wie bereits mehrfach in dieser Arbeit darauf hingewiesen wurde, zur Reflexion weiterer Grenzen des Einsatzes dieser Methode ermutigen.

Interessant erscheint hinsichtlich der Wirkungen autobiographischen Erzählens außerdem, die Motivation der Erzählpersonen zur autobiographischen Selbstthematisierung, die sich nach ExpertInnenmeinung nicht in feste Kategorien gießen lässt, verstärkt in den Blickpunkt zu rücken. Vor allem eine Verknüpfung zum Konzept der narrativen Bewältigung (vgl. Lucius-Hoene 2002) sowie zur Herstellung von narrativen Identitäten im Erzählvorgang (vgl. z.B. Lucius-Hoene & Deppermann 2004a) verspricht eine spannende Diskussion. In diesem Fall empfiehlt es sich, zumindest über ein psychologisches Grundwissen zu verfügen; auch die

längerfristige Begleitung einzelner Erzählpersonen für eine Analyse möglicher langfristiger Wirkungen autobiographischen Erzählens erfordert eine solche Kompetenz.

Abschließend sei auf die Anwendung und Identifizierung nicht nur alternativer, sondern auch additiver Interventionsformen eines autobiographisch-narrativen Interviews hingewiesen: So überlegt bereits Schütze (1983) in seinem grundlegenden Artikel über das autobiographisch-narrative Interview eine Form von biographischer Beratung, die dem Interview folgen und der Erzählperson zu einem verstärkten Selbstverstehen verhelfen könnte (vgl. S. 293); in diesem Kontext wird die Bedeutung der autobiographischen Erzählung als potenzielle Lernerfahrung nochmals unterstrichen. Die Konzipierung eines solchen Angebots sowie die Anschlussmöglichkeit an bereits bestehende Beratungssettings sind herauszuarbeiten.

7 Literaturverzeichnis

Alasuutari, P. (1997). The discursive construction of personality. In: A. Lieblich, R. Josselson (eds.), *The narrative study of lives*, Volume 5 (pp. 1-20). Thousand Oaks, California: Sage.

Alheit, P. (2006). Biographie-/Lebenslaufforschung. In: H.-H. Krüger, C. Grunert (Hrsg.), *Wörterbuch Erziehungswissenschaft*, 2. Auflage (S. 89-94). Opladen [u.a.]: Budrich.

Berger, P. & Luckmann, T. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Bogner, A., Littig, B. & Menz, W. (Hrsg.) (2002). *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*. 1. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bogner, A., Littig, B. & Menz, W. (Hrsg.) (2005). *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bogner, A., Littig, B. & Menz, W. (Hrsg.) (2009). *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder*. 3. grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bogner, A. & Menz, W. (2009a). Experteninterviews in der qualitativen Sozialforschung. Zur Einführung in eine sich intensivierende Methodendebatte. In: A. Bogner, B. Littig, W. Menz (Hrsg.), *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder* (S. 7-31). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bogner, A. & Menz, W. (2009b). Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion. In: A. Bogner, B. Littig, W. Menz (Hrsg.), *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder* (S. 61-98). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bohnsack, R. (2003). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 5. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.

Bruner, J. (1987). Life as narrative. *Social Research*, 54, 11-32.

Bruner, J. (1990). *Acts of Meaning*. Cambridge, London: Harvard University Press.

Bude, H. (1985). Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37 Jg., 327-336.

Butler, R. N. (1963). The Life Review: An Interpretation of Reminiscence in the Aged. *Psychiatry*. 26, 65-76.

Chamberlayne, P., Bornat, J. & Wengraf, T. (eds.) (2000). *The Turn to Biographical Methods in Social Science: Comparative issues and examples*. London/ New York: Routledge.

Deeke, A. (1995). Experteninterviews – ein methodologisches und forschungspraktisches Problem. In: C. Brinkmann, A. Deeke, B. Völkel (Hrsg.), *Experteninterviews in der Arbeitsmarktforschung. Diskussionsbeiträge zu methodischen Fragen und praktischen Erfahrungen* (S. 7-22). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit.

Ehlich, K. (1980). *Erzählen im Alltag*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fischer, W. & Kohli, M. (1987). Biographieforschung. In: W. Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung* (S. 25-50). Opladen: Leske + Budrich.

Fischer-Rosenthal, W. & Rosenthal, G. (1997a). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: R. Hitzler, A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S. 133-164). Opladen: Leske + Budrich.

Fischer-Rosenthal, W. & Rosenthal, G. (1997b). Warum Biographienanalyse und wie man sie macht. *Zeitschrift zur Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 17.Jg. (4), 405-427.

Flick, U. (1996). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*, 2. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (2000). Was ist qualitative Forschung. Einleitung und Überblick. In: U. Flick, E. von Kardorff, I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 13-29). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, U. (2005a). Qualitative Research in Sociology in Germany and the US – State of the Art, Differences and Developments [47 paragraphs]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6(3), Art. 23. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0503230> [18. Mai, 2009].

Flick, U. (2005b). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 3. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Gläser, J. & Laudel, G. (2009). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*. 3. Auflage. Lehrbuch. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Glinka, H.-J. (1998). Das narrative Interview: eine Einführung für Sozialpädagogen. Edition Soziale Arbeit. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Gordon, T. (1977). Lehrer-Schüler-Konferenz. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Grossmann, K. (2000). Der Fluß des Erzählens. Narrative Formen der Therapie. Heidelberg: Auer.

Gülich, E. & Quasthoff, U. (1985). Narrative analysis. In: T. A. van Dijk (ed.), *Handbook of discourse analysis, Volume 2: Dimensions of discourse* (pp. 169-197). London: Academic Press.

Gülich, E. & Quasthoff, U. (1986). Story-telling in conversation. Cognitive and interactive aspects. *Poetics*, 15, 217-241.

Husserliana 10. Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893-1917). Herausgegeben von R. Boehm (1969). Den Haag: Nijhoff.

Jahn, M. (1998). Narratologie: Methoden und Modelle der Erzähltheorie. In: A. Nünning, S. Buchholz, M. Jahn (Hg.), *Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden. Eine Einführung* (S. 29-50). Trier: Wissenschaftlicher Verlag.

Jakob, G. (2003). Das narrative Interview in der Biographieforschung. In: B. Friebertshäuser, A. Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 445-458). Studienausgabe. Weinheim/München: Juventa.

Kallmeyer, W. & Schütze, F. (1977). Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: D. Wegner (Hrsg.), *Gesprächsanalysen* (S. 159-274). Hamburg: Buske.

Köttig, M. (2004). Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biographische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Kraus, W. (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus.

Krüger, H.-H. (2006). Entwicklungslinien, Forschungsfelder und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: H.-H. Krüger, W. Marotzki (Hrsg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, 2.Auflage (S. 13-33). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Krüger, H.-H. & Marotzki, W. (2006). Biographieforschung und Erziehungswissenschaft – Einleitenden Anmerkungen. In: H.-H. Krüger, W. Marotzki (Hrsg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, 2.Auflage (S. 7-10). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Küsters, I. (2009). Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Lehrbuch. Hagener Studententexte zur Soziologie. 2.Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Labov, W. & Waletzky, J. (1973). Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: J. Ihwe (Hg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik* (S. 78-126). Band 2. Frankfurt: Athenäum.

Linde, C. (1993). Life stories. The creation of coherence. Oxford, New York: Oxford University Press.

Littig, B. (2009). Interviews mit Eliten – Interviews mit ExpertInnen: Gibt es Unterschiede? In: A. Bogner, B. Littig, W. Menz (Hrsg.), *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder* (S. 117-133). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Loch, U. (2002). Grenzen und Chancen der narrativen Gesprächsführung bei Menschen mit traumatischen Erlebnissen in der Kindheit. In: D. Schaeffer, G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S. 233-246). Bern: Huber.

Loch, U. & Rosenthal, G. (2002). Das narrative Interview. In: D. Schaeffer, G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S. 221-232). Bern: Huber.

Loch, U. (2004). Sexualisierte Gewalt und Nationalsozialismus: Biographien von Töchtern aus nationalsozialistischen Täter- und Mitläuferfamilien. Dissertation, Universität Kassel.

Loch, U. (2008). Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews [20 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9(1), Art. 54. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801544> [25. Juni, 2009].

Lucius-Hoene, G. (2000a). Konstruktion und Rekonstruktion narrativer Identität [19 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(2), Art. 18. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0002189> [10. Dezember, 2008].

Lucius-Hoene, G. (2000b). Narrative Bewältigung von Krankheit. Versuch einer konzeptuellen Fassung im Vergleich mit der Coping-Forschung. Grundlagenreferat für die Tagung „Qualitative linguistische Verfahren und klinische Forschung“ im Zentrum für

interdisziplinäre Forschung Bielefeld, 16.-18. November 2000. Unveröffentlichtes Manuskript.

Lucius-Hoene, G. (2002). Narrative Bewältigung von Krankheit und Coping-Forschung. *Psychotherapie und Sozialwissenschaften. Zeitschrift für qualitative Forschung*, 4 (3), 166-203.

Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2002). Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Lehrtexte Soziologie. Opladen: Leske + Budrich.

Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2004a). Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Lehrtexte Soziologie. 2.Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2004b). Narrative Identität und Positionierung. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 5, 166-183. Verfügbar unter: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/ga-lucius.pdf> [26. August, 2009].

Mader, W. (1989). Autobiographie und Bildung – Zur Theorie und Praxis der „Guided Autobiography“. In: E. M. Hoerning, H. Tietgens (Hrsg.), *Erwachsenenbildung: Interaktion mit der Wirklichkeit* (S. 145-154). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Martinez, M. & Scheffel, M. (1999). Einführung in die Erzähltheorie. München: Beck.

Meuser, M. & Nagel, U. (1991). Experteninterviews - vielfach erprobt, wenig bedacht. In D. Garz, K. Kraimer (Hrsg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen* (S. 441-471). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Meuser, M. & Nagel, U. (2003). Das ExpertInneninterview – Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung. In: B. Friebertshäuser, A. Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 481-491). Studienausgabe. Weinheim/München: Juventa.

Meuser, M. & Nagel, U. (2009). Experteninterview und der Wandel der Wissensproduktion. In: A. Bogner, B. Littig, W. Menz (Hrsg.), *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder* (S. 35-60). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Meuter, N. (1995). Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluss an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoeur. Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung.

Michel, G. (1985). Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition: Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Ochs, E. & Capps, L. (2001). Living narratives. Creating lives in everyday story-telling. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Oevermann, U., Allert, T., Konau, E. & Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S. 352-434). Stuttgart: Metzler.

Osborn, C., Schweitzer, P. & Trilling, A. (1997). *Erinnern: eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Patton, M. Q. (1990). *Qualitative Evaluation and Research Methods*. Newbury Park: Sage.

Pfadenhauer, M. (2009). Auf gleicher Augenhöhe. Das Experteninterview – ein Gespräch zwischen Experte und Quasi-Experte. In: A. Bogner, B. Littig, W. Menz (Hrsg.), *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder* (S. 99-116). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Rehbein, J. (1980). Sequentielles Erzählen. Erzählstrukturen von Immigranten bei Sozialberatungen in England. In: K. Ehlich (Hrsg.), *Erzählen im Alltag* (S. 64-108). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Riemann, G. (2003). A Joint Project Against the Backdrop of a Research Tradition: An Introduction to "Doing Biographical Research" [36 paragraphs]. *Forum Qualitative Sozialforschung* / Forum: Qualitative Social Research, 4(3), Art. 18. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0303185> [25. November, 2008].

Rogers, C. R. (1951). *Client-centered Therapy*. Boston: Houghton Mifflin.

Rosenthal, G., Völter, B. (1994). Familien von zwangsemigrierten deutsch-jüdischen Jugendlichen in Israel. In: G. Rosenthal, N. Giladd, B. Völter, T. Zilberman-Paz (Hrsg.), *Der Holocaust im Leben von drei Generationen* (S. 102-123). Arbeitsbericht für die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Unv. MS. Kassel/Berlin/Tel-Aviv.

Rosenthal, G. (1995a). Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt, Main [u.a.]: Campus-Verlag.

Rosenthal, G. (1995b). Zerstörtes Leben - Fragmentierte Lebensgeschichten von Überlebenden der Shoah. In: W. Fischer-Rosenthal, P. Alheit (Hrsg.), *Biographien in Deutschland* (S. 452-476). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Rosenthal, G. (1996). Haben Nachkommen von Nazi-Tätern und von Überlebenden der Shoah vergleichbare Probleme? Strukturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede im familialen Dialog über den Holocaust. In: N. Weissberg-Bob (Hrsg.), *Als man Juden alles, sogar das Leben raubte...über die nachträgliche Wirksamkeit nationalsozialistischer Zerstörung. Gespräche mit Nachkommen von Tätern und Opfern* (S. 173-194). Berlin: Lichtig Verlag.

Rosenthal, G. (Hrsg.) (1997). Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Rosenthal, G. (2002a). Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. *Psychotherapie und Sozialwissenschaften. Zeitschrift für qualitative Forschung*. 4 (3), 204-227.

Rosenthal, G. (2002b). Biographische Forschung. In: D. Schaeffer, G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S.133-147). Bern: Huber.

Rosenthal, G., Köttig, M., Witte, N., Blezinger, A. (2006). Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Roth, H. (1967). Die realistische Wendung in der Pädagogischen Forschung. In: H. Röhrs (Hrsg.), *Erziehungswissenschaft und Erziehungswirklichkeit* (S. 169-171). Frankfurt a. Main: Akad. Verlagsges.

Sachsse, U. (1999). Selbstverletzendes Verhalten. Psychodynamik – Psychotherapie. Das Trauma, die Dissoziation und ihre Behandlung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Sachsse, U. (2004). Traumazentrierte Psychotherapie. Theorie, Klinik und Praxis. Stuttgart: Schattauer.

Sacks, H. (1971). Das Erzählen von Geschichten innerhalb von Unterhaltungen. In: R. Kjolseth, F. Sack (Hrsg.), *Zur Soziologie der Sprach*, Sonderheft 15 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (S. 307-314). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schaeffer, D. (2002). Geschichte und Entwicklungsstand qualitativer Gesundheits- und Pflegeforschung im deutschsprachigen Raum. In: D. Schaeffer, G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S. 13-32). Bern [u.a]: Verlag Hans Huber.

Schulze, T. (1996). Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Anfänge, Fortschritte, Ausblicke. In: B. Dewe, H.-H. Hröger, W. Marotzki (Hrsg.), *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung* (S. 10-31). 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.

Schulze, T. (2006). Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft – Gegenstandsbereich und Bedeutung. In: H.-H. Krüger, W. Marotzki (Hrsg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, 2.Auflage (S. 35-58). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schulze, H. (2008). Lebensgeschichtliches Erzählen im Kontext von Beratung und Therapie [32 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9(1), Art. 1. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs080117> [10. April, 2009].

Schütz, A. (1974). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Schütze, F. (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielfelder Soziologen (ABS), *Kommunikative Sozialforschung* (S. 159-260). München: Fink.

Schütze, F. (1977). Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Manuskript, Bielefeld.

Schütze, F. (1981). Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: J. Matthes, A. Pfeiffenberger, M. Stosberg (Hrsg.), *Biografie in handlungswissenschaftlicher Perspektive* (S. 67-156). Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e.V.

Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik*, 13, 283-293.

Schütze, F. (1984). Kognitive Figuren des autobiografischen Stegreiferzählens. In: M. Kohli, G. Robert (Hrsg.), *Biografie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven* (S. 78-117). Stuttgart: Metzler.

Schütze, F. (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: Erzähltheoretische Grundlagen, Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Teil I. Hagen.

Terr, L. (1991). Childhood Traumas: An Outline and Overview. *American Journal of Psychiatry*, 148 (1), 10-20.

Vogel, B. (1995). „Wenn der Eisberg zu schmelzen beginnt...“ – Einige Reflexionen über den Stellenwert und die Probleme des Experteninterviews in der Praxis der empirischen Sozialforschung. In: C. Brinkmann, A. Deeke, B. Völkel (Hrsg.), *Experteninterviews in der Arbeitsmarktforschung. Diskussionsbeiträge zu methodischen Fragen und praktischen Erfahrungen* (S. 73-83). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit.

Völzke, R. (1997). Biographisches Erzählen im beruflichen Alltag. Das sozialpädagogische Konzept der biographisch-narrativen Gesprächsführung. In: G. Jacob, H.-J. von Wensierski (Hrsg.), *Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis* (S. 271-286). Weinheim/München: Juventa.

8 Anhang

8.1 *Methodologische Einordnung der Untersuchung*

Für die Anwendung des ExpertInneninterviews hat, wie wohl für keine andere Methode empirischer Sozialforschung, lange Zeit die Aussage des 1991 von Meuser und Nagel betitelten und mittlerweile zum Ausgangs- und Bezugspunkt der Diskussion gewordenen Aufsatzes „ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht“ Geltung behalten. Erst 2009 formulieren sie den Titel ihres modifizierten Aufsatzes in der nunmehr dritten und grundlegend überarbeiteten Auflage des Sammelwerks von Bogner, Littig und Menz „Experteninterviews – Theorien, Methoden, Anwendungsfelder“ neu und gestehen der methodischen und methodologischen Debatte der letzten Jahre eine zunehmende Aktivität zu.

In der Tat erfreut sich das ExpertInneninterview vor allem in der empirischen Sozialforschung größter Beliebtheit, sowohl als eigenständige Erhebungsmethode wie auch in Kombination mit anderen Verfahren (*Methodentriangulation*); die Industriesoziologie, die Bildungsforschung, die Organisations- und Politikforschung sowie die Implementations- und Evaluationsforschung stellen dabei wesentliche Anwendungsfelder dieser Erhebungsmethode dar (vgl. Meuser & Nagel 2009, S. 35). Die zunehmende Vielfalt der Techniken, Funktionen und Konzepte des ExpertInneninterviews veranlasste die HerausgeberInnen des genannten Sammelbands, der in den letzten Jahren einen wesentlichen Beitrag zu der um diese Interviewform geführten Methodendebatte leistete, nunmehr von *Experteninterviews* in der Mehrzahl als in den beiden vorhergehenden Auflagen vom *Experteninterview* in der Einzahl zu sprechen (vgl. Bogner et al. 2002, 2005, 2009). „Das Experteninterview gibt es nicht.“ (Bogner & Menz 2009a, S. 17), so die beiden Autoren und in ähnlicher Weise auch Littig (vgl. 2009, S. 120). Damit wollen sie auf die Unterschiedlichkeit der Anwendung des ExpertInneninterviews in der Praxis hinweisen, die auch eine differente methodologische Einbettung erfordert. Wie das ExpertInneninterview methodologisch begründet werden kann und ob dies überhaupt möglich erscheint, darüber herrscht bis heute Uneinigkeit (vgl. Bogner & Menz 2009b, S. 61).

Meuser und Nagel (1991) haben das ExpertInneninterview dem Paradigma der interpretativen Sozialforschung zugeordnet, was, in Anlehnung an Deeke (1995), von den KritikerInnen als „vorschnelle Vereinnahmung eines methodologisch 'neutralen' Erhebungsinstruments“ bezeichnet wurde (Bogner & Menz 2009b, S. 64). Auch innerhalb des qualitativen Paradigmas wird die Besonderheit dieser Erhebungsmethode mangels trennscharfer Abgrenzung zu anderen Formen qualitativer Interviews in Frage gestellt. Zudem sei das ExpertInneninterview gemäß der jeweiligen Fragestellung auch in unterschiedlichster Heterogenität anzutreffen (vgl. Bogner & Menz 2009a, S. 17): dies geht von quantitativ orientierten Verfahren über die Befragung von ExpertInnen als InformantInnen bis hin zum eindeutig qualitativen Verfahren, wie Meuser und Nagel (1991)

es formuliert haben. Bogner und Menz (2009b) schlussfolgern: Das ExpertInneninterview, ein *Methoden-Hybride*, der sowohl in quantitativer wie auch qualitativer Tradition steht (vgl. S. 62)?

Neben den unterschiedlichen Forschungsdesigns erscheint auch eine Festlegung der Spezifität des ExpertInneninterviews hinsichtlich seiner Orientierung an den Befragten, sprich den ExpertInnen, nicht tragend. Denn die Zuschreibung als Experte bzw. Expertin hängt immer von der zu untersuchenden Fragestellung und deren Gegenstandsbereich ab; sie ist sozusagen ein *relationaler Status* (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 443). Auch diese Tatsache ist einer einheitlichen methodologischen Begründung des ExpertInneninterviews nicht förderlich.

Um dennoch eine Annäherung an die in der Forschungspraxis gebräuchlichen Interviewformen zu erreichen, haben Bogner und Menz (2009b) in Anlehnung an Vogel (1995) sowie Meuser und Nagel (1991) eine Klassifizierung nicht nach Interviewtechnik oder zugrunde liegendem ExpertInnenbegriff, sondern nach deren erkenntnisleitenden Funktion im Forschungsprozess vorgeschlagen. Sie unterscheiden zwischen dem *explorativen*, dem *systematisierenden* und dem *theoriegenerierenden ExpertInneninterview*, die nun in Folge skizziert werden (vgl. Bogner & Menz 2009b, S. 64ff.): Das explorative Interview dient einer ersten Datenerhebung in einem weitgehend noch unbekanntem Feld; durch diese Funktion der Felderschließung bzw. der thematischen Strukturierung eines Untersuchungsgebiets wird es oftmals zu Beginn eines Forschungsvorhabens eingesetzt und dient im Sinne der Methodentriangulation als Vorstufe einer weiterführenden Erhebung; diese Vorarbeit kann es sowohl in quantitativ wie auch in qualitativ ausgerichteten Forschungsdesigns leisten. Der Experte bzw. die Expertin dient in diesem Zusammenhang als InformantIn seines bzw. ihres Handlungsfeldes, der Leitfaden wird gemäß seinem Zwecke der Exploration möglichst offen gehalten. Auch das systematisierende ExpertInneninterview zielt auf die Hervorrufung spezifischen ExpertInnenwissens ab: Im Unterschied zum explorativen Interview steht hier jedoch die möglichst vollständige und lückenlose Rekonstruktion eines „objektiven“ Tatbestands im Vordergrund, ein weitgehend ausdifferenzierter Leitfaden soll die thematische Vergleichbarkeit der Daten sicherstellen. Die Funktion der systematischen Erfassung kann freilich auch von weniger offenen Interviewformen, wie beispielsweise der standardisierten Befragung, erfüllt werden. Das bislang einzig vorliegende und detaillierte Lehrbuch über das ExpertInneninterview ist diesem Interviewtyp zuzurechnen (vgl. Gläser & Laudel 2009).

Die dritte, auch in dieser Untersuchung angewandte Interviewform ist jene des theoriegenerierenden ExpertInneninterviews: Sie zielt im Gegensatz zu den beiden anderen Interviewtypen nicht auf das explizite Spezialwissen des Experten bzw. der Expertin, sondern „auf das implizite Handlungs- und Deutungswissen, das in der (professionellen) Praxis erworben wird“ (Littig 2009, S. 121); dieses bildet den Ausgangspunkt der Theoriebildung. Das ExpertInnenwissen wird im Gegensatz zum quasi abrufbaren

Sonderwissen als *analytisches* Konstrukt verstanden, das sich in der jeweiligen Interviewsituation unterschiedlich realisiert; damit bleiben auch die Interaktionssituation und deren mögliche Effekte (z.B. durch Alter oder Geschlecht) nicht unbeachtet (vgl. Littig 2009, S. 122). Dem zugrunde liegt die Annahme einer sozial-konstruktivistischen Herstellung von Wirklichkeit, wie sie auch für die Entstehung des autobiographisch-narrativen Interviews nach Schütze (1983) grundlegend ist (siehe Kapitel 2.4.1). Die soziale Realität wird in Anlehnung an Berger und Luckmann (1969) als eine „durch Interpretationshandlungen hergestellte Konstruktion von Wirklichkeit“ (Bogner & Menz 2009b, S. 62f.) verstanden, das theoriegenerierende ExpertInneninterview folglich im interpretativen Paradigma verortet. Diese theoretisch anspruchsvolle Interviewform wurde von Meuser und Nagel (1991) erstmals zur Diskussion gestellt und von Bogner und Menz (2009b) weiter expliziert.

Aus der eben skizzierten, anwendungsorientierten Vielfalt methodischer Konzepte schlussfolgern Bogner und Menz (2009b), dass sich eine Begründung des ExpertInneninterviews als eine besondere und eigenständige Methode der Datenerhebung nur für das theoriegenerierende Interview sinnvoll diskutieren lässt (vgl. S. 93). Diese Form muss, so die Autoren, in den an den Grundlagen der interpretativen Soziologie orientierten Methodenkanon eingeordnet werden (vgl. S. 66).

8.2 Auswahl der InterviewpartnerInnen

Wie in den bisherigen Ausführungen schon ansatzweise deutlich wurde, liegt diesen unterschiedlichen Arten des ExpertInneninterviews zum Teil auch ein differenter Zugang zum Experten bzw. zur Expertin zugrunde (*voluntaristischer, konstruktivistischer, wissenssoziologischer ExpertInnenbegriff*). Dieser zielt wiederum, je nach Erkenntnisinteresse des Interviews, auf unterschiedliche Dimensionen von ExpertInnenwissen ab (*technisches Wissen, Prozesswissen, Deutungswissen*); für eine aktuelle und prägnante Übersicht dieser Kategorien sei an dieser Stelle auf Bogner und Menz (2009b, Kap. II) verwiesen. Für die vorliegende Untersuchung wurde der ExpertInnenbegriff von Meuser und Nagel (1991, 2009) herangezogen, der eine konstruktivistische und wissenssoziologische Zugangsweise vereint und auf Basis dessen die Auswahl der ExpertInnen stattgefunden hat.

Ein Experte bzw. eine Expertin zeichnet sich nach Meuser und Nagel (1991) einerseits durch ein Spezialwissen im Hinblick auf die Forschungsfrage und andererseits durch dessen bzw. deren Funktion in einem organisatorischen bzw. institutionellen Kontext aus (vgl. S. 443f.); Letzteres grenzt den von ihnen postulierten ExpertInnenbegriff von einem voluntaristischen Zugang ab (vgl. Gläser & Laudel 2009, S. 12f.). Eine Person wird daher als Expertin in einem bestimmten Forschungskontext angesprochen, da anzunehmen ist, „dass sie über ein Wissen verfügt, das sie zwar nicht notwendigerweise alleine besitzt, das aber doch nicht jedermann in dem interessierenden Handlungsfeld zugänglich ist“ (Meuser & Nagel 2009, S. 37). Die Zuschreibung des ExpertInnenstatus erfolgt dabei *methodisch-relational*, das heißt,

in Abstimmung mit dem jeweiligen Forschungsinteresse und -kontext werden jeweils unterschiedliche Personen als Expertinnen angesprochen. Doch auch nicht jede Person kommt als Experte in Frage: Neben dem relationalen Status muss die Person auch gesellschaftlich zur Experte gemacht werden, mit anderen Worten, „in der sozialen Realität als Experte angesehen [werden]“ (Bogner & Menz 2009b, S. 68). Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang vom *sozial-repräsentationalen Ansatz* (vgl. Bogner & Menz 2009b, S. 68). Diese beiden Dimensionen spannen den konstruktivistischen Zugang zum ExpertInnenbegriff auf, der sich, in Anbetracht des besonderen Wissensvorsprungs der Person, mit der wissenssoziologischen Deutung verbindet (vgl. Meuser & Nagel 2009, S. 37).

Für die Untersuchung der Fragestellung dieser Arbeit wurden ExpertInnen aus dem universitären Forschungskontext in Österreich ausgewählt. Entscheidend dabei war die eigene Erfahrung in der Anwendung des autobiographisch-narrativen Interviews, die nach der Intensität strukturiert wurde (*purposive sampling*, vgl. Patton 1990, S. 169ff.): So wurden drei ExpertInnen mit langjähriger Erfahrung (>15 Jahre), im Folgenden mit I1-I3 bezeichnet, und zwei Expertinnen (I4, I5) mit relativ kurzer Erfahrung (<5 Jahre) interviewt. Da die Anwendung des autobiographisch-narrativen Interviews in eigener Forschungspraxis und weniger disziplinäre Forschungskontexte im Mittelpunkt der Auswahl standen, ergab sich die Verteilung der ExpertInnen nach Disziplinen eher zufällig. Die Auswahl der zur Verfügung stehenden Disziplinen hingegen erfolgte gezielt nach der Verbreitung des autobiographisch-narrativen Interviews; somit wurden die Erziehungswissenschaft, die Soziologie und die Geschichtswissenschaft als häufige Anwendungsgebiete dieser Interviewform identifiziert (siehe Kapitel 2.4.2). Die Psychologie und Psychotherapie wurden gemäß der Abgrenzung der Fragestellung vom diagnostischen und therapeutischen Bereich ausgeklammert. Insgesamt wurden fünf ExpertInnen befragt, zwei Expertinnen aus der Erziehungswissenschaft, zwei Experten aus der Geschichtswissenschaft und eine Experte aus der Soziologie. Die Disziplinzugehörigkeit als Auswahlkriterium der ExpertInnen zu berücksichtigen erschien dahingehend problematisch, als es zum einen wenig Aussagekraft in Hinblick auf die zu beantwortende Fragestellung vermuten ließ, zum anderen aufgrund verstärkter interdisziplinärer Zusammenarbeit die Grenzen disziplinärer Zugehörigkeit zunehmend verschwimmen.

Als schwierig in der Phase der Kontaktaufnahme stellte sich die unerwartet geringe Anzahl an ExpertInnen im universitären Umfeld, die streng nach der autobiographisch-narrativen Interviewmethode nach Schütze (1983) arbeiten, heraus. Dies führte zu einer geringfügigen Ausweitung auf Variationen der fokussierten Interviewmethode, die jedoch als konstitutive Elemente die auf einen Erzählstimulus folgende Haupterzählung sowie einen Nachfrageteil enthalten (siehe Kapitel 2.4.3). So arbeiten jeweils ein Experte (I2) und eine Experte (I1) mit der ursprünglichen Form des autobiographisch-narrativen Interviews nach Schütze (1983); ein weiterer Experte (I3) modifizierte diese Form in seinen letzten Projekten insofern, als anstelle des exmanenten Nachfrageteils eigens für das jeweilige Projekt entwickelte Module

treten. Er geht davon aus, dass der Erzähler *„kein einsames Subjekt [ist], der seine Geschichte produziert, sondern das ist einer, der schon durch die Art und Weise, wie ich frage, sich in Hinblick auf wichtige Andere, den Partner, das Kind, den Ex-Partner zum Beispiel positioniert und auf den hin seine Erzählung orientiert, und nicht so sehr auf mich“* (I3, S. 2).

Die Annahme einer strukturalen Affinität zwischen der Struktur des gelebten Lebens und der Struktur des Erzählens teilt er nicht (siehe Kapitel 3.1.1). Vielmehr geht er von einem stärkeren Gestaltungsspielraum der Erzählperson aus, die aus ihren situativen Sprecherbedingungen heraus ihre Erzählung so gestaltet, dass diese in die jeweilige Situation und in die eigene Perspektive passt. Die Positionalität der Erzählperson und ihre Bezogenheit auf andere deutlicher herauszuarbeiten ist Ziel dieser zusätzlichen Projektmodule. In der ersten Phase der Haupterzählung sowie jener des immanenten Nachfragens (siehe Kapitel 2.4.3) bleibt der Experte der Vorgehensweise Schützes (1983) treu; die Grundvoraussetzungen für das Zustandekommen einer ausgedehnten Lebenserzählung sind somit gegeben.

Auch die Expertinnen mit vergleichsweise kurzer Interviewerfahrung arbeiten mit Variationen des autobiographisch-narrativen Interviews, dem persönlichen Gespräch nach Langer (2000) und dem Interview zur Anregung von Selbstaufklärung, kurz IAS, genannt (vgl. z.B. Scharinger 2007). Während erstere als eine Sonderform des narrativen Interviews angewandt wurde (*„das persönliche Gespräch ist ein narratives Interview mit noch mehr eben diesem Fokus auf der personenzentrierten Grundhaltung“*, I4, S. 8), stellte sich im Zuge der Erhebung heraus, dass die Methode des IAS zwar ausgeprägte narrative Sequenzen beinhaltet, jedoch die Erzählung mittels Leitfaden von der Interviewperson jederzeit mit gesteuert werden kann. Daher kommt, im Gegensatz zu den Interviewformen der anderen ExpertInnen, keine vergleichbare Haupterzählung zustande; die Aussagen dieser Expertin (I5) fließen daher nur bei vergleichbaren Themenbereichen in die Auswertung mit ein. Interessant ist jedoch, vor allem in der Diskussion um mögliche Wirkungen autobiographischen Erzählens, der pädagogische Impetus dieser Erhebungsmethode: So wird die Erzählperson durch das Paraphrasieren der Interviewperson, die die Aussagen der Erzählperson während des Interviews zusammengefasst und in anderen Worten immer wieder an sie rückspielt, angeregt, ihre Aussagen noch einmal zu überdenken und gegebenenfalls zu präzisieren oder zu korrigieren. Diese Vorgehensweise *„regt einfach den Reflexionsprozess an, dass man dann einfach noch tiefer ins Thema geht und dass vielleicht auch Meinungen, die man vorher vertreten hat, sich im Verlauf des Interviews bildend weiter bewegen“* (I5, S. 1). Interessant erscheint diese Methode in der Diskussion um mögliche alternative Settings des autobiographisch-narrativen Interviews, wie sie Rosenthal (2002a) z.B. für Menschen mit extrem traumatischen Erfahrungen andenkt. Den Vorteil von kürzeren Gesprächseinheiten sieht sie in diesem Zusammenhang darin, dass *„die KlientInnen über einen längeren Prozeß jeweils nach dem Erleben einer biographischen Erzählung dieses Erleben reflektieren und*

seine Wirkung auch außerhalb der Beratungssituation erleben können“ (S. 214). Eine Anschlussmöglichkeit dieser beiden Diskussionen ist gegeben.

Abschließend ist festzuhalten, wie auch eine Interviewpartnerin formuliert, dass es „oft viele verschiedene Begriffe für sehr ähnliche Methoden [gibt]“ (I4, S. 1). Dieser Umstand erschwert, wie die eben skizzierte Vorgehensweise zeigt, eine rasche und trennscharfe Auswahl der InterviewpartnerInnen; es gilt, die verschiedenen Interviewmethoden zuerst im Detail zu betrachten und deren Anknüpfungspunkte an verwandte Varianten zu identifizieren.

8.3 Auswertungsmethodik

Durch den vergleichbaren institutionellen Hintergrund der ExpertInnen und den Gebrauch eines offenen Leitfadens ist die Vergleichbarkeit der Aussagen grundsätzlich gewährleistet. Dies ist deshalb erforderlich, da es Ziel der Analyse ist, „das Überindividuell-Gemeinsame herauszuarbeiten, Aussagen über Repräsentatives, über gemeinsam geteilte Wissensbestände, Relevanzstrukturen, Wirklichkeitskonstruktionen, Interpretationen und Deutungsmuster zu treffen“ (Meuser & Nagel 1991, S. 452). Nicht die Besonderheit eines Falles, wie es z.B. für die Auswertung eines autobiographisch-narrativen Interviews zutrifft, steht im Vordergrund, sondern die Orientierung an vergleichbaren thematischen Einheiten, die in weiterer Folge bereichsspezifische Aussagen möglich machen. In der Auswertung nach Meuser und Nagel (1991) wurden insgesamt sechs Schritte durchlaufen, die nun in Kürze dargestellt werden (vgl. S. 455ff.).

8.3.1 Transkription

Die Auswertung der auf Tonband aufgezeichneten ExpertInneninterviews setzt deren Transkription voraus. Dabei kann, im Gegensatz zu einzelfallbezogenen Auswertungsverfahren, auf ein aufwändiges Notationssystem verzichtet werden; auch die Verschriftlichung des gesamten Interviews ist nicht die Norm. Vielmehr könne man sich, so Meuser und Nagel (1991), je nach Gelingen des Interviews auf deren thematisch relevante Passagen konzentrieren (vgl. S. 455).

Die dieser Forschungsarbeit zugrunde liegenden Tonaufzeichnungen wurden vollständig transkribiert und in die Auswertung aufgenommen (I1-I5). Daraus zitierte Aussagen sind kursiv gesetzt und mit Interview- sowie Seitenangabe versehen (z.B. I2, S. 15). Sind Teile eines Satzes im Zitat ausgelassen, so ist dies durch drei Auslassungspunkte, jeweils getrennt durch ein Leerzeichen, gekennzeichnet.

8.3.2 Paraphrase

Die Paraphrase stellt anschließend den ersten Schritt des Verdichtens des vorliegenden Textmaterials dar (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 456f.): Entlang der Chronologie des Gesprächsverlaufs ist nun in eigenen Worten wiederzugeben, was der Experte bzw. die Expertin zu einem Thema äußert; die einzelnen thematischen Einheiten, identifiziert in der

Manier des Alltagsverstandes, werden paraphrasiert. Der Grad der Detaillierung wird dabei bestimmt von der Relevanz der Thematik im Interview; nicht nur Prägnanz ist die Kunst des Paraphrasierens, sondern vor allem die Beibehaltung der Komplexität des Gesagten, um nicht vorschnell Wirklichkeit zu verschenken.

Neben einer ersten Verdichtung des Materials dient dieses Vorgehen auch der Vergewisserung der Aussagen der ExpertInnen, was die Grundlage für eine nachvollziehbare Auswertung bildet. Dabei ist es gelegentlich auch notwendig, einzelne Paraphrasen aus vorhergehenden Transkripten nochmals zu revidieren, wenn sich Trennlinien und Konturen einer thematischen Einheit verändern.

8.3.3 Überschriften

Die nun entstandenen Paraphrasen der Interviewtexte werden im nächsten Schritt nach zusammengehörigen Themenbereichen geordnet und mit Überschriften versehen. Diese werden vorerst relativ weit formuliert, um die Subsumierung aller thematisch dazugehörigen Paraphrasen zu ermöglichen. Die Sequenzialität des Textes darf dabei aufgebrochen werden, da nicht der Einzelfall sondern das gemeinsam geteilte Wissen der ExpertInnen im Zentrum der Auswertung steht (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 457ff.). Je nach angesprochenen Themen kann eine Paraphrase mehreren Überschriften zugeordnet werden; die Terminologie soll dabei möglichst textnah gewählt werden.

8.3.4 Thematischer Vergleich

Blieben die Analyseschritte bislang auf die einzelnen Interviewtexte beschränkt, wird diese Ebene im thematischen Vergleich verlassen und nach ähnlichen bzw. zusammengehörigen Textpassagen aller paraphrasierten Transkripte gesucht. Wiederum gilt es, eine geeignete Überschrift für diese Textpassagen zu finden, die der Komplexität der darunter gefassten Aussagen gerecht wird und weiterhin nahe am Textmaterial bleibt. Im günstigsten Fall kann auch eine Redewendung eines Experten bzw. einer Expertin als Kategorie herangezogen werden (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 459ff.).

In weiterer Folge gilt es nun, den Stellenwert dieser Kategorien sowohl im empirischen Material wie in der theoretischen Diskussion zu klären.

8.3.5 Soziologische Konzeptualisierung

Die Ebene der Soziologischen Konzeptualisierung verlässt erstmals sowohl das Textmaterial wie auch die Terminologie der Interviews und übersetzt die aus ihnen entnommenen Begriffe und Überschriften in soziologische, im konkreten Fall auch in erzähltheoretische und psychologische, Begriffe (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 462f.): Obwohl die Aussagen auf das vorliegende empirische Material beschränkt bleiben, ermöglicht dies den Anschluss der Interpretation an theoretische Diskussionen; die Geltung der Tragweite soziologischer und weiterer Konzepte kann geprüft werden.

Um die Interpretation der empirischen Ergebnisse vor dem theoretischen Forschungsstand der Fragestellung durchführen zu können, müssen die durch die bisherigen Analyseschritte entstandenen Kategorien nun abschließend in einen internen Zusammenhang gebracht werden.

8.3.6 Theoretische Generalisierung

Die letzte Abstraktionsebene im Auswertungsverfahren wird dadurch erreicht, dass die Ergebnisse vor den eben skizzierten Anschlussmöglichkeiten an theoretische Konzepte interpretiert werden. Dazu ist es notwendig, die Kategorien, die bislang von *Addition und pragmatischem Nebeneinander* gekennzeichnet waren, in einen internen Zusammenhang zu bringen (vgl. Meuser & Nagel 1991, S. 463ff.). Die Wirklichkeit, die in den Interviewtexten angetroffen wurde, wird abschließend auf die Theorie rückgeführt.

8.4 Abkürzungsverzeichnis

Abs.	Absatz
Anm. d. Verf.	Anmerkung der Verfasserin
Art.	Artikel
bzw.	beziehungsweise
d.h.	das heißt
ebd.	ebenda
eds.	editors (HerausgeberInnen)
et al.	et alii (und andere [AutorInnen])
etc.	et cetera (und die Übrigen)
f.	folgende (Seite)
ff.	fortfolgende (Seiten)
Hrsg.	HerausgeberInnen
Kap.	Kapitel
pp.	pages (Seiten)
S.	Seite(n)
u.a.	unter anderem
v.a.	vor allem
vgl.	vergleiche
z.B.	zum Beispiel
zit. nach	zitiert nach

Author: Ingrid Osterhaus

Title: Autobiographisches Erzählen – Risiko oder Chance? Mögliche Wirkungen narrativer Explorationen auf die Erzählperson

Reihe Soziologie / Sociological Series 97

Editor: Beate Littig

Associate Editor: Iris Troppert

ISSN: 1605-8011

© 2011 Institute for Advanced Studies (IHS),

Stumpergasse 56, A-1060 Vienna • ☎ +43 1 59991-0 • Fax +43 1 59991-555 • <http://www.ihs.ac.at>
